



Der Berg kreite und gebar – was?

Die neue Urlaubsverordnung

Nun läuft sie ein paar Monate, und es war ja wohl ein langer Gesprächs- und Verhandlungsmarathon vorausgegangen: die neue Pfarrerurlaubsverordnung.

Um es vorweg zu nehmen: Für einen kleinen Landpfarrer wie mich hat sich da nicht viel geändert.

Nüchtern betrachtet, praktisch nichts, jedenfalls was die Erhöhung der Zahl freier Tage anbelangt.

Wenn das auch sicherlich nicht die Absicht derer war, die diese Regelung erarbeitet haben, schleicht sich dennoch bei mir das Gefühl ein, dass ich durch diese groß angekündigte Verbesserung ein wenig auf den Arm genommen worden bin.

Ein paar Beispiele: Erstaunt stellten wir in der Runde der KollegInnen fest, dass nun auch der Buß- und Betttag als Tag frei genommen werden darf, so man denn an diesem Tag Dienst hat. Ja, hatte ich, einen Kinderbibeltag, abends zwei Gottesdienste.

Leider war es mir nicht möglich, diesen Tag irgendwo nachträglich frei zu nehmen, jedenfalls nicht in der arbeitsreichen Jahresendrallye. Schwuppdwupp waren 4 Wochen um und der Tag verfallen.

Wenn man von November bis Dezember knapp 30 Gottesdienste hat (kommt schon zusammen, bei zwei Kirchengemeinden, wie sie jeder hier mindestens hat), ist es gar nicht so einfach, hier auertourlich einen zusätzlichen Tag frei zu nehmen.

Da ich, wie meine KollegInnen in den Dörfern ringsum, an allen Feiertagen in der Advents- und Weihnachtszeit und Silvester/Neujahr Dienst hatte, haben sich wieder reichlich freie Tage angesammelt. Wunderbar, dachte ich, nahm sie auch gleich in der ersten Januarwoche, wobei mir schon klar war, dass das nicht jedes Jahr so gehen würde, denn

heuer war die Lage sehr pfarrerfreundlich: der Schulbeginn war erst am 9. Januar. So konnte eine ganze Woche frei genommen werden, ohne auch nur einen Urlaubstag zu verbraten.

Ich habe also alle erworbenen freien Tage aneinander geklebt, – wurde aber (dafür kann weder der Landeskirchenrat noch der Pfarrerverein was) krank in dieser Woche. Eine Krankschreibung nutzte aber hier nichts, denn es bestand keinerlei Chance, innerhalb der nächsten 4 Wochen irgendwo diese freien Tage zu nehmen. Die Wochenenden waren z.B. mit KV-Rstzeit, Konfi-Freizeit, Konfirmandenvorstellung, einigen Taufen und natürlich den ganz normalen Sonntagsgottesdiensten belegt. Unter der Woche habe ich von Dienstag bis Donnerstag RU, am Freitag dann KU. Also wieder Pustekuchen. Und so waren auch diese freien Tage wie Seifenblasen zerplatzt.

Und während all dieser Freie-Tage-Zhlerlei beschlich mich immer mehr das unguete Gefühl, dass das mit den zusätzlichen Tagen, selbst wenn ich sie hätte nehmen können, doch nur eine Augenwischerei ist. Denn: wie sollte ich bei so viel mehr freien Tagen noch meinen Urlaub unterbringen? Ostern würden ja auch wieder einige Tage anfallen, oder am 1. Mai; da arbeite ich dummerweise auch, weil ein großer Betrieb hier mit einem kumenischen Gottesdienst sein 25jhriges Jubiläum feiert.

Die Weihnachtsferien eignen sich da nicht wirklich, die Osterferien auch nicht, bleibt also noch Pfingsten, da könnte man doch mal zwei Wochen frei machen. Gut, dann streichen wir halt die jährliche Taizfahrt, auch wenn es neben den Konfi-Teamern die einzige Form von Jugendarbeit vor Ort ist. Aber will ich das wirklich?

Und da sind ja noch die Sommerferien: 6 Wochen, die aber doch auf 3 zusm-

Inhalt

■ Artikel

Horst Schall,
Der Berg kreite ... 117

Dr. Volker Schowald,
Mobbing ... 118

Cornelia Meinhard,
PuK und ein Déjà-vu 121

Dr. Karl-Heinz Rhlin,
Spalatin – Luthers Freund 122

Gerhard Beck,
Nah an den Menschen 124

Reinhold Ostermann,
Zwischen 13 und 17 125

Dr. Christian Weitnauer
Liebe Leserin, lieber Leser 130

■ Bücher 127

■ Bericht
Evangelische Partnerhilfe 129

■ Aussprache
Otto Guggemos,
KMU V und die Dekansfunktion 131

■ Ankündigungen 131

menschrumpfen, weil ja nicht nur ich in dieser Zeit Urlaub machen möchte. Die Herbstferien? Die können wir dieses Jahr knicken, auch wenn uns mit dem 31.10. ja schon wieder ein zusätzlicher freier Tag beglücken möchte. Hier in der Gegend wird auch bei den Evangelischen der 1.11. als großer Feiertag begangen und hat seit Jahrzehnten dem Totensonntag den Rang abgeliefert. Also noch ein freier Tag, den ich nehmen könnte.

So ganz klar ist mir nicht, wie ich da die Urlaubstage unterbringen sollte. Ich vermute, dass für KollegInnen, die auf einer Pfarrstelle mit mehreren Pfarrern Dienst tun, hier wirklich ein Gewinn rausspringen kann; gleichwohl haben nach eigener Auskunft die KollegInnen auf unserer einzigen Pfarrei im Dekanat mit drei Stelleninhabern auch ihre liebe Mühe, die neue Verordnung anzuwenden. Und sicherlich ist auch für die, die keinen Schuldienst haben, hier mehr Freizeit möglich. Wenn man aber, wie viele andere auch, an den meisten Tagen der Woche durch RU und KU gebunden ist, guckt man eben in die Röhre.

Ähnlich am Ziel vorbei geht für mich die neue Dienstordnungsregelung. Entweder man schummelt, um auf die vorgegebene Stundenzahl zu kommen, durch Auf- oder Abrunden. Oder man streicht, weil schon das Pflichtprogramm eine volle Stelle bedeutet, eben das, was diesen Beruf sinnvoll und attraktiv macht, also nicht die „Pflicht“, sondern die „Kür“, die aber oft näher an den Bedürfnissen der Menschen dran ist. Bei mir hieße das dann z.B. Herzensgebetskurse, geistliche Begleitung, Kontemplationsgruppe, kollegiale Beratung u.ä.

Und so lebe ich eben weiter, als gäbe es die neue Regelung nicht. Und nicht nur ich. Ging ja bisher auch - irgendwie.

Ohne eine Veränderung des beruflichen Anforderungsprofils wird sich durch die neue Urlaubsverordnung und auch durch die neue Dienstordnungsregelung für sehr viele von uns nicht wirklich etwas verändern. Neuer Wein gehört in neue Schläuche, hier hat man aber die alten ein wenig aufpoliert, und das neue, vermeintlich bessere Zeug wieder hinein gefüllt. Sie lecken schon. Das ist schade.

Es hat noch nie gefruchtet und wird nie fruchten, strukturelle Eingriffe von oben vorzunehmen, ohne in einem offenen Diskurs die grundlegenden, natürlich systemkritischen Fragen anzugehen, was Kirche heute sein kann, wie ein Gemeindemodell der Zukunft, biblisch fundiert, gelebt werden kann, und was das dann im Umkehrschluss für uns PfarrernInnen bedeutet.

Horst Schall, Pfarrer in Oppertshofen, Dekanat Donauwörth

Studium) begleiteten. Dem Initiator dieser Konferenz bin ich dafür dankbar. Natürlich suchte ich in der Gustav-Adolf-Kirche auch das Gespräch mit KollegInnen, die ich noch nicht kannte. Der Rahmen lieferte dazu Stichworte genug einschließlich der Aufforderung zur Bildung von Kleingruppen. Erstaunlich häufig sprachen PfarrernInnen problematische Berufssituationen an – ohne mein Zutun. Den meisten war abzuspüren, dass sie ihren Beruf lieben und mit ihm zufrieden sind. Die artikulierten heftigen Probleme lagen regelmäßig im zwischenmenschlichen Bereich. Viele Verletzungen hatte es gegeben. Der Prozess des „Pfarrerbildes“, um den es thematisch bei diesem Treffen ging, müsste um diese Dimension erweitert werden.

Bei der Auswertung des vergangenen Jahres beziehe ich mich vorwiegend auf die ausführlichen Briefe und Mails, die mich erreichten. Mit Zitaten bin ich vorsichtig – selbst bei ausdrücklicher Autorisierung. Es lassen sich ohnedies grundsätzliche Zuordnungen zusammenfassen, die Tendenzen der Mobbingbewegung artikulieren.

Ein Kollege, mit dem ich mich austauschte, versuchte, zusammenfassende Begriffe für das Verhalten seiner Vorgesetzten zu finden und kam auf: „Desinteresse und Wahrnehmungsverweigerung“. Nicht nur in seinem Fall wiederholten sich die Mobbingaktionen von KirchenvorsteherInnen. Schon sein Vorgänger ging, nachdem er Ehrabschneidung und Rufmord nicht mehr ertragen wollte und den nachhaltigen Eindruck gewonnen hatte, dass sich seine Vorgesetzten auch nicht vor ihm stellten. Wenn der Nachfolger dasselbe erlebt und entsprechende Konflikte an den Dekan herangetragen werden, müsste dieser sich fragen, ob tatsächlich die falschen Geistlichen an dieser Stelle sind oder das Problem anders zu lokalisieren ist. Zwischen Nachfolger und Vorgänger fand eine Kontaktaufnahme statt, die auch nicht selbstverständlich ist.

Der Geistliche betitelte das Verhalten der übergeordneten Ebenen zunächst mit „Desinteresse“. Das wirft die Frage auf, warum das Interesse von Führungspersonen an einer substantiellen Sicht auf die Situation nicht da ist. Zumindest zeigten die Personen kein Interesse an den jeweiligen Geistlichen. Die PfarrernInnen, ansonsten gerne als Mitbrüder und Mitschwester titulierte, schienen den Vorgesetzten austausch-

Mobbing: Das ist mir auch passiert!

Pfarrerinnen melden sich

Vor einem Jahr erschien im „Korrespondenzblatt“ ein Artikel zum Thema „Mobbing von Pfarrern in der bayerischen Landeskirche“ unter dem Titel „Das würde mir nie passieren“. Ein weiteres Jahr zuvor hatte Martin Ost auf über 500 Mobbing-Fälle in seinem „Liebe Leserin“ verwiesen. Briefe, Anrufe und persönliche Kontakte begleiteten mich durch dieses Jahr. Es ist Zeit, Resümee zu ziehen. Dabei danke ich all denen, die sich geöffnet haben. Viele tragen es schweigend mit

sich herum – das erzählen andere Kollegen, die unter vier Augen manches mitbekommen. Den Artikel übernahmen auch weitere Pfarrblätter in Deutschland. Im liberalen Norden ist es nicht besser als im konservativen Bayern – kommentierten Nordlichter. Inzwischen war der erste bayerische Pfarrern und Pfarrertag. In Nürnberg kam etwa die Hälfte aller KollegInnen zusammen. Wir konnten viele Menschen treffen, die uns in verschiedenen Phasen eines Pfarrernlebens (inkl.

bar. Der Kollege zitierte seinen Dekan mit „Lieber Mitbruder, Sie wissen ja, Pfarrer kommen und gehen, aber Gemeinden bleiben...“ Analoge Äußerungen kolportierten auch andere KollegInnen, die zu mir Kontakt aufnahmen. Den meisten von uns ist die Sentenz geläufig.

Wir wissen nicht, welche Theologie hinter solch einer Grundhaltung steckt, aber es klingt dezidiert unchristlich. Wenn Christus den Einzelnen liebt und annimmt, wird er kaum sagen: Aber die Pfarrer sind mir als Menschen egal. So etwas sagen nur Amtspersonen, denen das Gefühl für die Substanz gelebten Glaubens abgeht. – Dazu muss man freilich keine Amtsperson sein!

Hier stellt sich zwangsläufig die Frage, was eine universitäre theologische Ausbildung bei Würdenträgern für einen Sinn macht. In den oberen Semestern lernt man, biblisch-theologisch zu reflektieren und dies in Praxisfelder zu übertragen. Hier scheint nach den Examina bei den zuständigen Theologen nicht viel hängen zu bleiben. Vielleicht bleibt es an der Karriereleiter hängen. Gerade die paulinische Sicht des Umgangs mit Konflikten, wie wir sie in den Korintherbriefen lesen können, trägt in Bayern wenig Früchte. Dass Paulus sich selbst 1. Kor. 11 angesichts lieblosen Verhaltens beim Abendmahl auch nicht gerade im sozialen Sinne Jesu positioniert, wäre eine schwache Entschuldigung – aber wer in den Grünen Heinzl statt die Bibel zu bemühen, verzichtet ohnedies darauf.

Ansonsten ist die Äußerung eines Dekans: „Lieber Mitbruder, Sie wissen ja, Pfarrer kommen und gehen, aber Gemeinden bleiben...“ kirchenpolitisch ziemlich dümmlich. In unseren Städten bleiben die Gemeindeglieder keineswegs konstant. Wir erleben eine hohe Mobilität, von den Kirchengaustritten ganz abgesehen. Zudem setzte jener Dekan, der wiederum stellvertretend für eine Einstellung fungierte, unbesehen KV und Gemeinde gleich. Dieser Kurzschluss, der für eine reduzierte Reflexion steht, ist grundlegend falsch. Der KV ist zwar das gewählte Gremium der Gemeinde, aber nicht mit dieser identisch und er deckt keinesfalls – man möge sich die Statistik der letzten Wahl ansehen – das Spektrum der Gemeinde ab, da der allergrößte Teil der Gemeindeglieder der Wahl fernbleibt und viele KollegInnen große Schwierigkeiten haben, überhaupt KandidatInnen zu finden. Unvorsichtig,

aber nahe an der Wirklichkeit formuliert wäre die umgekehrte Behauptung: KirchenvorsteherInnen kommen und gehen, aber Pfarrer bleiben. Viele Pfarrer erleben zwei Wahlen in ihrer Amtszeit. Da kommt es durchaus zu Wechseln – während Pfarrer und Gemeinde bleiben...

Ein weiterer Kurzschluss, schlimmer noch: ein theologischer Sündenfall steckt in dieser beliebten Äußerung: „Pfarrer kommen und gehen, aber Gemeinden bleiben“. Anders als Kirchenrechtler sehen manche kirchenleitenden PfarrerInnen die Gemeindepfarrer nicht als Gemeindeglieder. Ich weiß von einer Pfarrerin, die ihrer Dekanin gegenüber äußerte: „meine Gemeinde...“ und von der Vorgesetzten (nach eigenem Bekunden) angegiftet wurde: „Das ist nicht Ihre Gemeinde!“ Die Dekanin verstand dieses „meine“ offensichtlich als Possessivpronomen. Das könnte es sein, und vielleicht hat die Dekanin in ihrer Arbeit als Pfarrerin auch so ein Selbstverständnis, aber die angegriffene Kollegin wollte lediglich benennen, dass sie in dieser Gemeinde zuhause ist. Das ist kein Herrschaftsgedanke, sondern ein Zugehörigkeitsgefühl. Eigentlich wünschen sich viele Gemeindeglieder solche Pfarrerinnen, die sich in ihrer Gemeinde beheimatet wissen und daher wie andere Gemeindeglieder auch von „meiner Gemeinde“ reden.

Der oben zitierte Kollege nannte als zweite Überschrift: „Wahrnehmungsverweigerung“. Ein hartes Wort, da wir sofort an SchülerInnen denken können, die sich arbeitsverweigernd verhalten. Aus vielen Äußerungen betroffener KollegInnen klingt Ähnliches heraus, das zu dieser Überschrift passt. Die Vorgesetzten fügen die Vorgänge in ein Raster ein, das sie mitgebracht haben, ohne sich die Mühe zu machen, die Situation aus verschiedenen Blickwinkeln zu betrachten. Diesen Eindruck erwecken manche Leitungspersonen zumindest bei PfarrerInnen, die im Fokus von Aggressionen stehen.

Ich wäre ein schlechter Seelsorger, wenn ich die Sicht der Pastoranden unbesehen übernehmen würde, wenn es um Konflikte geht. Ich wäre aber ein noch schlechterer Seelsorger, wenn ich die Klagen von Pastoranden mit ein paar rationalen Argumenten abtun würde. Das Problem beim Mobbing ist ja, dass es zu Vorwürfen kommen kann, die nicht einfach aus der Luft gegriffen, aber trotzdem falsch sind, weil unan-

gemessene Gewichtungen vorgenommen werden („Der Pfarrer hat immer / nie...“) oder Fakten um Erfindungen erweitert werden.

Manche KollegInnen schilderten hier detailliert, auf wie viele Weisen ihnen Unrecht widerfuhr. Und sie erzählten, dass ihre Vorgesetzten davor zurückscheuten, Spreu vom Weizen zu trennen. Das ist in der Tat eine knifflige Aufgabe. Aber wer sich davor drückt, spielt den Verleumdern in die Hände. Rufmord ist juristisch zu belangen, aber: Welcher Dekan etc. schaltet schon die Justiz ein, wenn eine PfarrerIn aus seinem Zuständigkeitsbereich verleumdet wird? Hier spielt die „Wahrnehmungsverweigerung“ herein: Wenn ich das Problem nicht als solches wahrnehme, muss ich auch nicht reagieren. Bei einer anderen Pfarrerin zog sich der Vorgesetzte auf die Position zurück: „Ich kann hier nicht den Richter spielen...“ Warum nicht? Vielleicht, weil er an dieser Stelle inkompetent ist. Gut. Wenn er sich das eingesteht (was keine Schande ist), muss er eben auf kompetente Fachleute zurückgreifen. Denn viele, die sich an mich wandten, erlebten die Folge dieser Zurückhaltung dann doch als eine indirekte Verurteilung: Pfarrer / Pfarrerin muss gehen. Ein wiederholter Vorwurf von KollegInnen lautete: „Meine ausführliche schriftliche Stellungnahme wurde nicht wirklich zur Kenntnis genommen.“ Dass „ausführlich“ auch als „ausufernd“ erlebt werden kann, darf man Vorgesetzten zugestehen. Dadurch wird es aber nicht etwa „pathologisch“, wie man vermuten könnte, wenn Vorgesetzte vorschlugen, man möge sich seelsorgerliche oder psychiatrische Hilfe holen. Manche KollegInnen haben sich tatsächlich in psychotherapeutische Behandlung begeben und bewerteten diese als hilfreich. Aber: Auf „Seelsorge“ verwies keine einzige Person – und für dieses offenbar flächendeckende mangelnde Vertrauen in „Seelsorger“ wird es entsprechende Ursachen geben.

Die KollegInnen, die (mitunter hochkarätige) professionelle Hilfe von außerhalb annahmen, taten dies in der Folge des Mobbing. Es ging dabei immer wieder um Traumata, die durch KirchenvorsteherInnen verursacht wurden. Die de jure unkontrollierten KV können krankmachen. Da wäre allerdings Kirchenleitung gefragt: Was unternimmt Ihr eigentlich gegen zerstörerische Kräfte in KVs?

Ein südbayerischer Kollege beschrieb etwas Typisches: Er wurde in einem kleinstädtischen Umfeld öffentlich denunziert. Dabei beschrieb eine Kirchenvorsteherin den KV als Wolfsrudel. Das meinte sie positiv und brachte damit zum Ausdruck: „Wir halten zusammen und wir werden Sie erledigen.“ Das mit dem „Erledigen“ schaffte dieses „Wolfsrudel“. „Homo homini lupus, KV pastori lupus?“ „Unter euch soll es anders sein...“ meint Jesus. Aber schon der Großinquisitor von Dostojewski sieht Jesus lieber in der Zelle als wirkmächtig in der Kirche. Der Großinquisitor Dostojewskis repräsentiert *expres- sis verbis* die verfasste Kirche. Hetzjagden auf PfarrerInnen finden – wie viele von uns in den letzten zwanzig Jahren wahrnehmen konnten – durchaus auch öffentlich statt. Selten läuft dies über redaktionelle Artikel, häufiger über Leserbriefe, mitunter bei öffentlichen Veranstaltungen. Auch da gibt es Pro und Contra. Weniger geläufig sind mir dezidierte Stellungnahmen von Vorgesetzten, die sich öffentlich und deutlich vor ihre MitarbeiterInnen stellen. Man kann sich übrigens auch vor Pfarrer stellen, bei denen man durchaus als Vorgesetzter Kritik äußern würde. Aber diese Kritik gehört eben in den vertraulichen Rahmen, während der Schutz bei öffentlichen Angriffen in den öffentlichen Raum gehört. An dieser Stelle muss ich eines ausdrücklich betonen: Das, was ich durch KollegInnen mitbekommen habe oder in geringerem Umfang durch eigenes Wissen abdecke, betrachte ich keineswegs als repräsentativ. Diejenigen, bei denen es gut lief und die Vorgesetzte hatten, die angemessene Lösungswege beschritten, meldeten sich naturgemäß nicht auf meinen Artikel. Ich kenne aber ermutigende Erzählungen aus persönlichen Kontakten. Ein Dekan, mit dem ich korrespondierte, schrieb recht drastisch „dazu muss man einen Arsch in der Hose haben!“. Ich zitiere dies, ohne damit das Niveau senken zu wollen, da in dieser Formulierung eine Power steckt, um die es letztlich geht. Brave Formulierungen sind bisweilen nicht mehr zielführend, auch wenn sie stimmen. Die aggressiven KirchenvorsteherInnen erhielten immer wieder bildreiche Titulierungen. Mit Begriffen (Zitate!) wie „Tratsche“, „Dreckschleuder“, „Giftschlange“, „Lügenbaron“, „Schleimer“ etc oder gar „Massakermentalität“ kommt man im gesellschaftlichen/

kirchlichen Diskurs nicht viel weiter. Aber mir vermittelte diese unzensurierte Sprache viel von den Verletzungen, die KollegInnen erlitten haben. Die neuerdings in der ELKB propagierte und finanziell großzügig geförderte „Salutogenese“ wirkt unglaublich, wenn nicht zunächst an den offensichtlichen Schwachpunkten dieser Kirche gearbeitet wird, die PfarrerInnen ungeschützt bei Angriffen aus Kirchenvorständen oder sonstiger Öffentlichkeit stehen lässt. Vielleicht bräuchte man ein Qualitätsmanagement für Personen in leitenden Positionen. Zur Ausbildung von professionellen Psychotherapeuten gehört unverzichtbar eine Eigen- therapie, nicht weil sie krank wären, sondern um die eigene Persönlichkeit besser kennenzulernen und in Hinblick auf die berufliche Aufgabe zu bearbeiten. Die Forschung hat, wie in jüngerer Vergangenheit öfter zu lesen war, festgestellt, dass der Anteil narzisstischer Persönlichkeiten bei Leuten, die auf der Karriereleiter nach oben kommen, signifikant hoch ist. Das ist zunächst nur eine Feststellung. Zu bearbeiten wäre dieser – bis dahin offenbar produktive – Narzissmus dann, wenn durch die erreichte Position das Interesse den anvertrauten Personen zu gelten hat und nicht mehr dem Genuss eigenen Erfolges. Das wäre nur eine, derzeit in der Gesellschaft stärker diskutierte Facette. Nach dem Mobbing ist vor dem Mobbing. Eigentümlich wird es, wenn Kollegen erzählen, wie ihr Start in eine Gemeinde mit Mobbinghintergrund war. Von Dekanen wie Kollegen bekamen sie zu hören: „Nach vorne schauen, das Vergangene ruhen lassen!“ Wer glaubt eigentlich, dass das klappt? „Augen zu und durch“ erweist sich selten als probates Rezept. Die „Neuen“ bekamen doch Fetzen der Vergangenheit zu hören. Wie sollten sie sich ein adäquates Bild machen, wenn es die Vergangenheit einfach nicht geben durfte? Manche KirchenvorsteherInnen zeigten sich sogar stolz darauf, es „geschafft“ zu haben. Wenn keine Selbstkritik einsetzt, haben sie gelernt: „So kann man es machen, wenn einem am Pfarrer etwas nicht passt...“ In der logischen Folge war so mancher „managende“ Dekan irritiert, dass er sich schon wieder einen Versager auf diese Pfarrstelle und in sein Dekanat geholt hatte. Nicht jeder Pfarrer, der offenkundig Mist baut, muss dann auch gehen. Aber

es gilt auch: Nicht jeder, der gehen soll, hat auch Mist gebaut. Freilich schneiden so ziemlich alle KollegInnen, die ich kenne (mich inbegriffen), schlecht ab, wenn man alle Maßstäbe anlegt, die an gute PfarrerInnen angelegt werden können. Solche Universalgenies sind die allerwenigsten, wenn überhaupt... Dich, liebe(r) LeserIn, nehme ich natürlich aus, aber schau dich mal um im Land der ELKB. Damit sind wir beim unangenehmsten Teil der Mobbingberichte. KV und DekanInnen als Feindbilder sind leichter zu ertragen als KollegInnen, die sich unsolidarisch verhalten. Oft genug lieben sich PfarrerInnen gegeneinander ausspielen. Das ist verständlich: Gerade weil man immer wieder auf seine eigenen Schwachstellen angesprochen wird, tut es gut, wenn über andere PfarrerInnen geklagt wird. Doch wie leicht macht man sich zum Spielball, lässt man / frau sich funktionalisieren. Eine der schrägsten Geschichten schrieb ein fränkischer Kollege: Er hatte sich kollegenöffentlich über den Schulterchluss von Dekan und KV beklagt. Daraufhin schrieb ihm der Vertrauenspfarrer – der natürlich keinen Kontakt zu ihm aufgenommen hatte –, er fühle sich für den Schutz der Pfarrer zuständig. Daher müsse er sich jetzt mal doch angesichts der harschen Vorwürfe vor den Dekan stellen. Der Vertrauenspfarrer muss sich also vor den Dekan stellen, der durch einen Pfarrer angegriffen sein könnte... Ein Status Confessionis läge ja wohl nicht vor, unterstellte der Kollege. Man merkt schon am unterstellenden Charakter: Der Vertrauenspfarrer (des Pfarrer- und Pfarrerinnenvereins) hatte keine Ahnung und verschaffte sich auch nicht Hintergrundwissen bei dem betroffenen Kollegen. Aber dazu, diesen wegen Kritik an Vorgesetzten anzugreifen, reichte es dem mutigen Kollegen dann doch. Hätte er sich erkundigt, hätte er mitbekommen: Es ging freilich auch um den Status Confessionis, sprich um die rechte Verwaltung der Sakramente. Das meinte zumindest der Pfarrer. Wenn ich die Äußerungen oberer Ebenen richtig interpretiere, gibt es bei uns jedoch keinen Status Confessionis mehr, da die Wahrheit demokratisch bestimmt wird und den entsprechenden Veränderungen der Mehrheiten unterliegt. Jesus ist nur noch gemeinsamer Mittelpunkt unseres Glaubens, solange er mehrheitliche Zustimmung findet.

Doch das Thema „Status Confessionis“ lenkt ab vom „Mobbing“. Jesus wurde bekanntlich nicht gemobbt, sondern gleich gekreuzigt. Das wird man verbeamteten PfarrerInnen natürlich nicht zumuten.

Zurück zum Mobbing in der ELKB. Jeder Kollege, jede Kollegin fand seinen / ihren Fall skandalös“, und das ließ sich oft genug nachvollziehen. Aber, wie mir eine Dekanin (!) schrieb: Solange unsere Kirche jeden Fall als Einzelfall deklariert und nicht die Beteiligung der Struktur am Geschehen wahrnimmt und angeht, wird man an diese „Erkrankung“ unserer Kirche nicht effektiv herangehen können. Immerhin gehört sie zur Führungsebene, sie ist nicht ganz so einflusslos, wie sie sich fühlt. Ich würde gerne mal ein Jahr lang jedem Fall nachgehen, wo ein Pfarrer oder eine Pfarrerin unfreiwillig die Stelle wechselt. Ich gehe davon aus, dass sich das insgesamt mit dem deckt, was mir im letzten Jahr zuging. Aber dann ließe sich konkret sagen: Schaut doch mal da oder dort genau hin!

Zudem muss das Missverhältnis der Positionen von PfarrerInnen und KV auf EKD-Ebene verändert werden. Solange in der EKD die grundsätzliche Schuldvermutung für PfarrerInnen bei Konflikten mit dem KV gilt, sind die Dekane gefordert, einfallreiches Stehvermögen an den Tag zu legen, um KV und PfarrerInnen zu Einigungen zu drängen. Solche DekanInnen gibt es! Vielleicht spricht es sich ja rum, wie man das effektiv machen kann.

Sollten PfarrerInnen wirklich ungeeignet für ihren Dienst sein, dann müsste man das früher realisieren als bei einem solchen Konflikt. Sollten KirchenvorsteherInnen ungeeignet sein, ist dies schwieriger zu eruieren. Denn dass KirchenvorsteherInnen zwar Leitungsfunktion haben, aber kein Gremium, vor dem sie sich im Zweifelsfall zu verantworten haben, ist ein unerträglicher Zustand, mit dem sich nur eine Kirche abfinden kann, der ihr eigener Zustand gleichgültig geworden ist.

Dies ist ein Artikel für das „Korrespondenzblatt“, sonst hätte ich eine ausführliche Mahnung an unsere Synodalen geschrieben: Eigentlich seid Ihr gefordert! Auch die Laien müssten einer gewissen Kontrolle unterstehen. Selbstherrlichkeit verdirbt die demokratische Substanz der Kirche. Aber das gehört an eine andere Stelle.

Dr. Volker Schoßwald, Schwabach

PuK und ein Déjà-vu

Man kann die Geburtsstunde der Reformation und des Protestantismus unterschiedlich erzählen. Diese Erzählung gehört aber zentral dazu: Luthers Auseinandersetzung mit dem Ablassprediger Johann Tetzel. Und mit den kirchlichen Verhältnissen, für die Tetzel bis heute Pate steht.

In protestantisch eingebürgerter Betonung eines Befreiungsschlages gegen die theologischen Fragwürdigkeiten der vorreformatorischen Kirche und Verhältnisse vergisst man schnell, dass der Ablass, Tetzel, die Kirche als Heilsinstitution mitsamt ihren Prestigeprojekten und dem entsprechenden PR-Aufwand, die Heiligen- und Reliquienverehrung und die sonstigen Bedarfsrituale und Winkelmissen ja einer durchaus anerkannten Logik folgten. Johann Tetzel war intelligenter, erfolgreicher Kasualprediger, vielleicht noch besserer Stratege, er hat die Massen angezogen, und in einer niedrigschwelligen Mischung der Ritual-Inszenierung aus Schauer- und Erlösungsgefühlen religiöse Bedürfnisse befriedigt. Und gute Einnahmen gehabt, was sein Amt rechtfertigte. Kurz: Er war effizient.

Luther und seine Theologie dagegen waren mühsam, in den Augen seiner Gegner sauertöpfisch. An die Stelle von Kasual-Persilscheinen, die ein gutes geistliches Gefühl vermittelten, erkämpfte er, den Glauben als demütige, ganz auf den gekreuzigten Christus geworfene Lebenshaltung einzuüben und dies in Familie und Gemeinde zu leben. Und weil Luther die kirchlichen Verhältnisse seiner Zeit nur als *pars pro toto* für die grundsätzliche Anfälligkeit des Menschen für die Versuchung einzuordnen wusste, begnügten er und seine Mitstreiter sich nicht mit ihrer ersten Kritik am Ablass, sondern schufen in einer gewaltigen theologischen Auseinandersetzung eine andere Struktur von Kirche – dialektisch sich nur allzu bewusst, dass der Mensch Kirche nicht eigentlich bauen, sondern sich nur in Dienst nehmen lassen – oder der Kirche Jesu Christi zuwider handeln kann. Es kam, worauf man lange, trotz aller Verwerfungen und trotz aller allzu menschlichen Anfechtungen durch die 500 Jahre Reformationsgeschichte hindurch ja irgendwie auch stolz war und sein konnte: Die flächendeckende Aussendung universitär gebildeter Prediger selbst in

kleinste, ländliche Gemeinden. Prediger, denen ein reflektiertes theologisches Urteil über die Schrift zugemutet werden konnte. Prediger, die an Universitäten theologisch frei denken lernen konnten und in ihrem theologischen Urteil nicht abhängig waren von kirchlicher Hierarchie und gesellschaftlichem Zeitgeist (sich allenfalls selbst unterwarfen). Es kam das flächendeckende, protestantische Bildungsprogramm, die flächendeckende evangelische Kirchenmusik samt der ihr inhärenten Einübung von Psalmen und biblischer Verkündigung. Beides nicht eitler Selbstzweck, sondern mit dem Ziel eines vor Gott demütigen, vor Welt und (Kirchen-)Institution mündigen Glaubens. Daraus wuchs die große praktische Eigenständigkeit der protestantischen Gemeinden, die sich aus ihrer theologischen Mitte heraus, aus Wort und Sakrament, ausgelegt nach den Bekenntnisschriften, unter Anspruch und Verheißung Jesu Christi wussten. Und es kam das große kirchlich-institutionelle Entrümpeln: eines besonderen geistlichen Standes, besonders hervorgehobener geistlicher Orte und Gemeinschaften, das Entrümpeln kirchlicher Rituale und Kulte, die nach Auffassung der Reformatoren Gott mehr verschleierten als offenbarten, u. dgl. m.

Nun wurde auf der letzten Synode das PuK-Papier zum sich fortsetzenden strukturellen Umbau der ELKB verabschiedet. Es wird angesichts der eigenen immensen Widersprüchlichkeiten womöglich mehr Sprachverwirrung als Einigung schaffen. Man kann sich über die Wiedergeburt der technokratischen Sprache ohne klare Akteure, dafür aber mit umso klareren Verwerfungen wundern. Und darüber, dass wieder einmal die schwedische Kirche als Vorbild bemüht wird, deren Niedergang bereits von dortigen Kirchenkritikern besungen wird....

Die PuK-Überlegungen lösen aber vor allem theologisch eine Art Déjà-vu aus. Wirklich neu ist vieles nicht, nur heißt es anders und ist freilich mehr diesseits- als jenseits-orientiert:

In PuK wird Kirche wieder selbst gebaut, das Heil, dessen man sich sicher ist, wird wieder regiert. Auf Kosten der Ortsgemeinden sollen wieder besondere geistliche Orte etabliert werden. Dem im Alltag der Ortsgemeinde gemeinsam gelebten Glauben, dem

Alltäglichen als Ort, dem Luther alle geistliche Würde zugeschrieben hat, wird in PuK offenbar nur noch wenig abgewonnen. Verkündigung zielt nicht mehr auf theologisch mündige Christen und christliche Gemeinden. Stattdessen werden Mitglieder wieder punktuell und individualistisch „versorgt“ (Massenveranstaltungen widersprechen dem nicht), Glaubens-themen sollen individuell angesteuert, aber nicht mehr oder nur wahlweise im Miteinander der Gemeinde gelebt werden. Es fallen die von den Reformatoren in das Leben der Gemeinde zurückverorteten Dienste wieder auseinander: in reduzierte „Grunddienste“, für die eine universitäre theologische Bildung verzichtbar sein kann, und in Kasualdienste, in denen smarte Profis Bedürfnisse bedienen oder Zuwendungen abschöpfen. Statt Entrümpelung der Rituale zudem nun der Aufruf, wieder neue zu schaffen, nicht solus Christus, nicht sola scriptura, sondern bedürfnisorientiert.

Für die Reformation gelten die vier Exklusivartikel als Maßstab kirchlichen Handelns. Es erstaunt, in einem grundlegenden Strategiepapier, welches den biblischen Rückbezug ausdrücklich als Postulat voraussetzt, keine biblische Reflexion der angestrebten kirchlichen Strukturen zu finden. Was aber schützt uns dann davor, dass nach der Metapher von 1. Kor. 12 das Auge wieder zum Fuß und das Haupt wieder zur Hand sagt: Ich brauche dich nicht? Was schützt uns davor, dass es im Bild des Sämanns aus Lk. 8 gesprochen, kein großzügiges, verschwenderisches Aussäen des Wortes Gottes gibt, sondern vor allem noch Schnitter, die ernten? Was schützt uns davor, dass wir durch die Installation neuer Zeremonienmeister zwar meinen, den „menschlichen Gott“ geistlich und festlich hochwertig zu feiern, aber ihn doch nur mit einem Tanz um goldene Kälber verfehlen? Was schützt uns vor der Anmaßung, über Gemeinden und Prediger vernichtende Urteile zu fällen – Urteile, die Gott vorbehalten sind? Die menschlichen Unzulänglichkeiten, die sich unter den Predigern und Gemeinden finden lassen, waren für Luther der Punkt, von dem er überhaupt erst theologisch losgedacht hat. Mose ist nicht seinem störrischen Volk, Paulus nicht seinen wankelmütigen Gemeinden ausgewichen, Luther und seine Mitstreiter sahen sie durch ihr Haupt Christus geadelt. Das alles

taten sie, weil sie sich darauf hingewiesen sahen, dass genau dort sich Volk Gottes ereignet. Die überwiegende Zeit war schon biblisch die Wüstenwanderung, Zeit der Versuchung und der Gottesbegegnung gleichermaßen. Nicht Event. Schon gar nicht gabenorientierter Dienst. Klar wäre das schön und einfach. Aber nichts, um die Demut und zugleich die Freude zu lernen, die man in PuK vermissen kann: Gott allein führt sein Volk, er beruft und er verstockt, er gibt Segen oder Gericht, er sammelt und er verwirft, er allein vollendet. Er allein weiß Tag und Stunde. Und erweist sich nicht an unserer Stärke, sondern an unserer Schwachheit als mächtig.

Spalatin – Luthers Freund

Georg Spalatin gehört zu den bedeutendsten Männern der Reformationsgeschichte. Am 17. Januar 1484 wird er als uneheliches Kind in Spalt bei Nürnberg geboren. Seine Kindheit und Jugend verbringt er in dem kleinen mittelfränkischen Städtchen, das durch die Stiftskirchen St. Nikolaus und St. Emmeram geprägt ist. Als 13-jähriger wechselt er an die Lateinschule nach Nürnberg. Vor der Kirche St. Nikolaus erinnert ein Denkmal an den berühmten Reformator. In der Kirche St. Emmeram steht noch heute die sog. „Spalatin-Madonna“, ein Geschenk an seine Heimatstadt.

Die Bedeutung Spalatin's hängt eng mit seiner besonderen Stellung am Hof des Kurfürsten zusammen. Bis zum Tod Friedrichs des Weisen, im Mai 1525, begleitet er verschiedene einflussreiche Ämter. Seine Karriere beginnt er als Erzieher der Kurprinzen. Dann wird er Bibliothekar und Universitätsreferent in Wittenberg. In diesen Funktionen hat er Zugang zur Welt der Bücher und der aufstrebenden Wissenschaften. Er holt den jungen Philipp Melanchthon nach Wittenberg, der schnell zum Star der noch jungen Universität aufsteigt. Als Sekretär und persönlicher Vertrauter des Kurfürsten wächst Spalatin in die Rolle des Spezialisten für Kirchenfragen hinein. Sein juristisches Studium befähigt ihn dazu in besonderer Weise. In politischen und kirchenpolitischen Fragen läuft der ganze Schriftverkehr am Hof über seinen Schreibtisch. Spalatin entwirft für den Kurfürsten Antwortschreiben an Papst und Kaiser, begleitet den Kur-

Gleichzeitig zu PuK wurde von der Synode ja nun die Barmer theologische Erklärung in der Verfassung der ELKB verankert. Also auch These 3.

Es wäre bitter, wenn wir zum Reformationsjubiläum wieder Tetzl-Verhältnisse in der ELKB etablieren würden. Es wäre bitter, wenn wir Luther in Form von Nudeln und anderen Devotionalien nur leicht verdaulich machten und uns seiner Anstößigkeit und theologischen Unerbittlichkeit entledigen würden. Und die der Barmer theologischen Erklärung gleich mit dazu.

*Pfrin. Cornelia Meinhard,
Georgensgmünd*

fürsten zu den Reichstagen und ist als Gesprächspartner bei Kurienvetretern und Gesandten des Kaisers gefragt. 1525 wird er in das Amt des Hofpredigers in Torgau berufen. Bis zu seinem Lebensende arbeitet Spalatin an der sächsischen Chronik. In der stürmischen Phase der Reformation von 1517 bis zum Tode Friedrichs des Weisen sitzt Spalatin an den Schalthebeln der Macht. Ohne seine Parteinahme für Luther und sein Vermittlungsgeschick hätte der Kurfürst sehr wahrscheinlich einen anderen kirchenpolitischen Kurs eingeschlagen.

Doch Spalatin ist nicht nur der Vertraute des Kurfürsten. Als gebildeter Humanist ist er aufgeschlossen für Luthers Kritik an den Missständen in der Kirche. Wann Spalatin Luther zum ersten Mal begegnet ist, wissen wir nicht genau. Im Jahr 1505 sind beide an der juristischen Fakultät in Erfurt eingeschrieben. Es ist sehr wahrscheinlich, dass sie sich in dieser Zeit flüchtig kennenlernen. Für den Lebensweg Spalatin's bedeutet die Begegnung mit Martin Luther einen Wendepunkt. Interessiert hört er in Wittenberg die Vorlesungen des jungen Professors für biblische Theologie. Vor allem Luthers Predigten begeistern ihn. Ende des Jahres 1513 bittet Spalatin Martin Luther in einem Brief um ein Gutachten im Streit zwischen dem Humanisten Johann Reuchlin und den Kölnern Dominikanern. In diesem Streit geht es um die Bedeutung des Alten Testaments und der jüdischen Literatur, speziell des Talmuds, für die Auslegung der Bibel. In seinem Antwortbrief vom

Februar 1514 unterstützt Martin Luther die Thesen Reuchlins. Die Bücher des Humanisten zu verbieten, hält er für falsch: „Wenn man Bücher verbrennt, werden neue folgen.“ Auf Luthers Rat hin, setzt sich Spalatin beim Kurfürsten für Reuchlin ein. So landen Reuchlins Bücher nicht auf dem Scheiterhaufen, sondern in den Regalen der Bibliotheken.

Ende August 1517 lädt Martin Luther Spalatin zum Abendessen ins Wittenberger Augustiner Kloster ein. Zu diesem Essen kommen auch der Beichtvater des Kurfürsten Jacob Vogt und Spalatin's Nürnberger Freund Christoph Scheurl. Luther bittet Spalatin, für das Essen einen guten Tropfen Wein mitzubringen. Sehr wahrscheinlich diskutiert die Gesprächsrunde auch über den Ablauf den Ablasshandel. Jedenfalls schreibt Luther nur wenige Tage nach dem Thesenanschlag vom 31. Oktober 1517 an Spalatin, er wünsche nicht, dass unsere Thesen früher in die Hände des Kurfürsten kommen, als in die Hände seiner Gegner. Offenkundig soll der Eindruck vermieden werden, dass der Kurfürst vorab von dem geplanten Thesenanschlag wusste. Spalatin jedenfalls kennt den Inhalt der Thesen. Er ist es, der dem Kurfürsten die Thesen vorlegt und interpretiert.

Seine erste große Rolle als Diplomat spielt Spalatin im Jahr 1518. Luther erhält in diesem Jahr eine Vorladung nach Rom. Innerhalb von sechs Wochen soll er in Rom zum Ketzerprozess erscheinen. Diese Nachricht schreckt Luther und seine Freunde auf. In einem Brandbrief wendet er sich sofort an Spalatin, der zu dieser Zeit mit dem Kurfürsten zum Reichstag in Augsburg weilt. Spalatin verfasst umgehend ein diplomatisches Schreiben an die Kurie und erreicht mit Hilfe des Kurfürsten, dass die Vorladung Luthers nach Rom aufgehoben wird.

Die Anhörung erfolgt in Augsburg durch den päpstlichen Legaten Cajetan. Das bedeutet eine wesentliche Entschärfung der gefährlichen Situation. Gemeinsam mit dem Kurfürsten und Cajetan, der sich zunächst durchaus moderat gibt, bereitet Spalatin die Anhörung akribisch vor. Auf Luthers Ankunft in Augsburg kann er jedoch nicht warten. Er trifft ihn auf der Heimreise in Weimar. Für den Weg nach Augsburg gibt er Luther Begleitbriefe mit und beschwört ihn, seine ungestüme Art zu zügeln.

Das Verhör Luthers durch Cajetan findet vom 12. bis 14. Oktober 1518 im Palais der Fugger statt. Immer wieder entwickelt sich aus dem Verhör eine hitzige Diskussion. Hauptthemen sind die Autorität des Papstes und das Wesen der Kirche. Cajetan beruft sich auf den Papst und seine Erlasse, Luther auf die Bibel und die Kirchenväter. Cajetan vertritt die unfehlbare Lehrautorität der Kirche. Luther betont die Bindung des Gewissens allein an die Heilige Schrift. Am Ende wirft Cajetan Luther regelrecht hinaus und fährt ihn an: „Geh und lass dich nicht mehr bei mir sehen, es sei denn zum Widerruf!“ Noch in der Nacht nach dem Verhör verlässt Luther heimlich die Stadt und entgeht so der Gefahr verhaftet zu werden.

Verweigert Luther seine Thesen zu widerrufen, dann muss er nun in absehbarer Zeit mit einem Ketzerprozess rechnen. Auch Friedrich der Weise fürchtet diese Entwicklung. Liefert er, als zuständiger Landesherr, den Reformator zum Prozess nicht aus, dann hat das für ihn und sein Land politische Konsequenzen. In dieser schwierigen Situation schmiedet Luther mit Spalatin einen Plan B. Sie fassen die Flucht Luthers nach Frankreich ins Auge. Schließlich gelingt es Spalatin den schwankenden Kurfürsten umzustimmen. Er macht ihm klar, dass die junge Universität Wittenberg, ein „Lieblingskind“ von Friedrich dem Weisen, ohne Luther mit den anderen aufstrebenden Universitäten nicht konkurrenzfähig sei.

In Abstimmung mit dem Kurfürsten entwirft Spalatin erneut ein Schreiben, um die inzwischen geforderte Auslieferung Luthers nach Rom abzuwenden. Der neue Vorschlag besteht nun darin, ein Gutachten deutscher Universitäten über Luthers Thesen einzuholen. Spalatin bringt unter anderem auch den Bischof von Würzburg, er ist ein Freund des Kurfürsten, als Vermittler ins Gespräch. All diese Aktivitäten Spalatin's führen dazu, dass in den Jahren von 1517 bis 1520 die endgültige Entscheidung über die Sache Luthers immer wieder hinausgeschoben wird. Außerdem verhindern der Tod von Kaiser Maximilian Anfang 1519 und die Vorbereitungen zur Wahl des neuen Kaisers weitreichende kirchenpolitische Entscheidungen. Während der Vakanz auf dem Kaiserthron fungiert der sächsische Kurfürst als Reichsverweser. Auch deshalb will sich niemand mit ihm anlegen.

Mit seinem Landesherrn befindet sich Spalatin zur Kaiserwahl in Frankfurt. Er hat in dieser Angelegenheit zwar keine Funktion, trifft jedoch viele einflussreiche Leute und verschafft sich einen Einblick in die Reichspolitik. In Frankfurt gehört übrigens auch Erasmus von Rotterdam zur kaiserlichen Delegation. Spalatin steht mit dem großen Gelehrten seit Jahren im brieflichen Kontakt und verehrt ihn. Friedrich der Weise lässt Erasmus durch Spalatin zu sich bitten, um seine Meinung über Luther zu erfahren. Es kommt dabei zu einer denkwürdigen Begegnung, bei der Spalatin als Dolmetscher vom Lateinischen ins Deutsche fungiert. Auf die Frage des Kurfürsten, ob Luther Recht habe, antwortet Erasmus ironisch, dass er nur in zwei Dingen Unrecht habe: wenn er die Krone des Papstes und die Bäuche der Mönche kritisiere. Diese Bemerkung zeigt die Sympathie, mit der Erasmus von Rotterdam anfangs der Kirchenkritik Luthers begegnet.

Im Jahr 1521, in den Wochen vor dem Reichstag zu Worms, arbeitet Spalatin als Regisseur im Hintergrund. Es ist vorrangig sein Verdienst, dass Luther die Bühne des Reichstags und damit das wichtigste öffentliche Podium betreten darf. Der vorsichtige Kurfürst hegt zunächst große Bedenken gegenüber einem öffentlichen Auftritt Luthers vor dem Kaiser und den Vertretern des Reiches. Er fürchtet nicht zu Unrecht eine weitere Verschärfung der religionspolitischen Konflikte. Rom fordert im Vorfeld des Reichstags von Kaiser Karl V. die Exekution der inzwischen verhängten Bannbulle gegen Luther. Der Reichstag hat nach Meinung der Kurie nicht das Recht, einen bereits verurteilten Häretiker noch einmal anzuhören. Den Kaiser selbst interessiert der theologische Streit nicht sonderlich. Er sucht nach Lösungen, die Einheit des Reiches zu stärken. Nach den vielen Sympathiekundgebungen für Luther in Worms hält er es für das kleinere Übel, den Wittenberger Mönch öffentlich anzuhören.

Am 17. und 18. April 1521 kommt es dann zu dem berühmten Auftritt Luthers vor Kaiser und Reich. Trotz der beengten Verhältnisse im Saal gelingt es Spalatin, sich in der Nähe des Freundes aufzuhalten. Der Leiter des Verhörs Johann von der Ecke fordert Luther auf, seine Schriften zu widerrufen. Am ersten Verhandlungstag argumentiert Luther in lateinischer Sprache. Am folgenden Tag hält er seine Verteidi-

gungsrede in Deutsch. Auch wenn Luther die Worte „Hier stehe ich, ich kann nicht anders“, wohl nicht gesprochen hat, so charakterisieren sie doch treffend seine Haltung.

Nach dem spektakulären Auftritt begleitet Spalatin den Freund in sein Quartier im Komturhof der Johanniter. Am Abend ruft Friedrich der Weise Spalatin zu sich, um seine Zufriedenheit mit Luthers Rede zu bekunden, allerdings mit der einschränkenden Bemerkung: „Er ist mir viel zu kühne.“ Übrigens begegnet der kursächsische Kurfürst in Worms seinem Wittenberger Professor zum ersten Mal. Bis dahin hat er jede persönliche Begegnung vermieden, um seine Neutralität zu demonstrieren.

Alle diplomatischen Bemühungen Spalatin und auch der mutige Auftritt Luthers können das Wormser Edikt nicht verhindern. Über Luther wird die Reichsacht verhängt. Alle Schriften Luthers stehen auf dem Index. Wer ihn schützt oder unterstützt, der wird bestraft. Wegen der Gefahr eines Aufruhrs zögert der Kaiser die Ausfertigung des Ediktes hinaus. Er gibt Luther sogar seinen Reichsherold als Begleitschutz mit auf den Heimweg. Von Friedberg in Hessen aus setzt Luther seinen Weg alleine fort, da der lutherisch gesonnene hessische Landgraf seinen Schutz zugesagt hat.

Vieles spricht dafür, dass Spalatin bei dem Scheinüberfall auf Luther und dem Versteck auf der Wartburg der Vater des Plans gewesen ist. Der kurfürstliche Rat Hans von Planitz und Kanzler Gregor Brück unterstützen den filmreifen „Überfall“. Während Luthers Wartburgzeit ist Spalatin der wichtigste Verbindungsmann nach außen. Er versorgt ihn mit Nachrichten vom Hof, der Universität und den Entwicklungen im Reich. Ebenso versorgt er ihn mit Büchern, Medikamenten und Papier. Sogar seine eigene lateinische Bibel lässt er auf die Wartburg bringen.

Beim Reichstag in Augsburg im Jahr 1530 ist Spalatin wieder als Berater gefordert. Kurfürst Johann von Sachsen beruft ihn neben Melancthon und Justus Jonas in die sächsische Delegation. Zum ersten Mal nach dem Tod Friedrich des Weisen wird Spalatin, inzwischen Superintendent in Altenburg, wieder eine wichtige Rolle bei einem Reichstag spielen. Luther selbst kann nicht nach Augsburg reisen, da er seit dem Wormser Edikt unter Reichsacht steht. Von der Veste Coburg aus steht

er jedoch in ständigem Kontakt mit den Freunden. In Augsburg formuliert die sächsische Delegation die auf Konsens angelegte Confessio Augustana, das Augsburger Bekenntnis. Bis in die Gegenwart hinein spielt es eine besondere Rolle bei ökumenischen Gesprächen. Die ersten Artikel betonen den Konsens mit den altkirchlichen Konzilien und verzichten auf jegliche Polemik. Auf Streitfragen, wie etwa die Stellung des Papstes, geht das Bekenntnis nicht ein. Hinsichtlich der Rechtfertigung durch den Glauben, der Abendmahlslehre und Abschaffung des Zölibates bezieht die Confessio Augustana klar die lutherische Position.

Spalatin arbeitet neben Justus Jonas und Johann Agricola an der Formulierung mit. Auch die erste deutsche Übersetzung stammt aus seiner Feder. Wie weit die einzelnen Artikel von Spalatin beeinflusst sind, lässt sich nicht mehr genau feststellen. In dem Bestreben, konsensfähige Formulierungen zu finden, sind sich Melancthon und Spalatin jedenfalls einig.

Nah an den Menschen: eine Kirchengemeinde beteiligt sich am Programm der BR-Radltour

1 024 Radler, 8 000 Besucher und 105 verteilte Bibeln

1. Vorüberlegung: Wenn sich die Stadt verdoppelt...

Am 1. August 2016 kam die BR-Radltour nach Neunburg vorm Wald. Vor gut 15 Jahren war sie schon einmal da: Gut 1 000 Radler sind mit Begleittross durch Neunburg gefahren. Doch diesmal ist eine Übernachtung eingeplant: 1 024 Radler müssen untergebracht und gepflegt werden, dazu die Tourbegleitung, die Mitarbeiter des Rahmenprogramms und abends ein Konzert mit der Bayern 3-Band und dem Echo-Gewinner Joris.

Die 8 000-Einwohner-Kleinstadt wird sich für einen Abend fast verdoppeln und fast alle Besucher werden sich an einem Ort treffen: dem zum Festgelände umgerüsteten Freibad.

Eine Frage stellte sich: Wie reagieren wir als kleine evangelische Kirchengemeinde, die keine 8% der Bewohner stellt? Reagieren wir überhaupt oder ignorieren wir die Großveranstaltung? Ist eine Beteiligung der Kirche überhaupt gewünscht? Und falls wir etwas machen: Wie können wir mit möglichst wenig Aufwand möglichst viel erreichen?

Trotz aller Bemühungen um einen Ausgleich weist der Reichstag die Confessio Augustana zurück. Für die Kaiser sind die Protestanten durch die Gegenschrift der römischen Seite widerlegt. Der kirchenpolitische Einfluss Spalatin bei den Reichstagen in Augsburg in den Jahren 1518 und 1530 und auch im Vorfeld des Reichstags in Worms 1521 wird zuweilen unterschätzt. Erst mit seinem Wechsel als Superintendent nach Altenburg in Thüringen verlässt Spalatin die politische Bühne. Immerhin: In der Schlosskirche in Wittenberg steht die Statue Georg Spalatin in einer Reihe mit den großen Theologen der Reformation, ein Zeichen dafür, dass theologische Kirchenkritik, machtpolitische Interessen und diplomatisches Ringen in der Reformationszeit nicht voneinander zu trennen sind.

Dr. Karl-Heinz Röhl, Rektor am Pastoralkolleg i. R.

2. Durchführung: Mit möglichst wenig Aufwand möglichst viele Menschen erreichen...

Zwei Ideen entstanden auf Grund der Fresh-Expressions-Bewegung und wurden in dieser mit dem Kirchenvorstand, der Touristinformation der Stadt als örtlichem Veranstalter und der katholischen Gemeinde diskutiert: eine Abendandacht um 18.30 Uhr, vor allem für die Radler, und eine Beteiligung am Begleitprogramm mit einem kleinen Informationsstand unter dem Motto „Kirchen vor Ort“. Die katholische Ortsgemeinde sagte sofort für die Andacht zu, konnte sich aber nicht für den Stand erwärmen.

Die Touristinfo war von beiden Ideen angetan und reservierte uns einen Standplatz am Festgelände. Da wir durch die Rücksprachen uns erst auf den letzten Drücker entschieden, konnte die Andacht leider nicht mehr ins offizielle Begleitprogramm aufgenommen werden.

Nachdem ein 6köpfiges Team organisiert war, ging es am 1. August um 13.30 Uhr, zwei Stunden vor der geplanten Ankunft der Radler (ca. 15.45 Uhr) zum Aufbau des Standes.

Uns reichten zwei Klapptische, ein Sonnenschirm, zwei Klappstühle, Trinken und einige Materialien: Gemeindebriefe, Urlauberbroschüre der ELKB, Informationen der katholischen Kirchengemeinde und Bibeln der Gideons, da ein Gemeindeglied aktives Mitglied der Gideons ist.

Auch mit dabei: Visitenkarten mit dem Link der Kirchengemeinde, darauf Martin Luthers Spruch: „Man kann Gott nicht allein mit Arbeit dienen, sondern auch mit Feiern und Ruhen.“ Die katholische Gemeinde hatte inzwischen die Werbung für die Andacht organisiert und uns für den Stand einige hundert Flyer dagelassen.

Gleich nach dem Aufbau des Standes, noch vor dem offiziellen Einlass, kam es zu ersten Gesprächen mit Ortsfremden und Mitarbeitern der anderen Stände. Ab 16.30 Uhr wurde das Gelände für alle geöffnet und nun kamen immer mehr Menschen zum Stand: Um Broschüren mitzunehmen oder ein kurzes Gespräch zu suchen. Der Stand war zu diesem Zeitpunkt mit drei bis vier Leuten besetzt, von denen zwei vor allem zur Andacht einluden.

Ab 18.00 verließ ein Teil des Teams den Stand, um bei der Andacht mitzuwirken. Um eine effektive Werbung hatte sich der katholische Kollege gekümmert: Er hatte bereits bei der Mittagspause für die Andacht geworben und ein Banner drucken lassen: Dieses wanderte von der Mittagspause zur Zieleinfahrt und schließlich zum Stand. Über die Touristinfo wurde außerdem organisiert, dass jeder Teilnehmer der Radltour eine Einladung zur Andacht auf seiner Luftmatratze fand.

Die Andacht war für 18.30 Uhr angesetzt, also ca. 2 ½ Stunden nach der Ankunft in den Quartieren. So hatten die Radler noch Zeit zu duschen und etwas zu essen. Gleichzeitig lag der Zeitpunkt vor dem Hauptkonzert des Abend um ca. 20.30 Uhr.

Zur Andacht sang ein örtlicher Chor moderne besinnliche Musik.

Um 18.15 Uhr war die katholische Pfarrkirche, in der die Andacht auf Grund der Lage stattfand, noch wenig (ca. 30 Personen) gefüllt. Kurz vor 18.30 Uhr waren dann etwa 250 Personen in der Kirche, bis 19.00 Uhr wurden es um die 350 Personen. Die meisten davon waren an Hand der blauen Armbänder als Radler erkennbar. Am Ende der Andacht wurde noch

auf die länger geöffneten Ortskirchen und den Stand am Festivalgelände hingewiesen.

In Gesprächen vor und nach der Andacht berichteten die Radler davon, dass sie von Marktredwitz aus mit dem Segen auf die Tour geschickt wurden. „Das war gut, dass es was Spirituelles zu Beginn gab!“. Auch gäbe es immer wieder eine kleine Gruppe von ca. 30 Personen, die gerne bei den Mittagspausen oder Übernachtungsorten die Kirchen besuchten. Über Jahre hinweg blieb die Kirche, wo spontan eine kurze Kirchenführung angeboten wurde, in positiver Erinnerung.

Am Stand teilte das zweite Team unsere Visitenkarten aus. Immer wieder kam es zu einzelnen längeren Gesprächen und als überraschender Renner erwiesen sich die Gideon-Bibeln. Um zu vermeiden, dass Bibeln weggeworfen wurden, wurden die Bibeln nach einem kurzen Gespräch weitergegeben.

Zahlreiche Besucher nahmen eine Bibel für sich mit, einige auch eine zweite, um sie weiterzugeben.

Besonders nett war dabei folgende Anekdote: Eine Frau sah die Bibeln und fragte: „Darf ich da eine haben?“ „Gerne, wenn Sie sie lesen.“ „Dürfte ich auch eine zweite haben?“ „Gerne – aber wofür denn?“ „Die lagen in der Arbeit aus und als ich mir nach Arbeitsende eine mitnehmen wollte, hat mir ein Kollege die letzte weggeschnappt. Eine nehme ich für mich mit und die zweite lege ich in der Arbeit wieder hin!“

Um ca 21.30 Uhr ebte der Besuch merklich ab und wir bauten den Stand ab.

3. Auswertung: Besser als befürchtet...

Eine Woche vor dem Event unterhielt ich mich mit einem Trainingskollegen im Fitnessstudio. Er meinte sinngemäß, zu einer Andacht käme doch sowieso kein Radler, die wären viel zu müde. So haben wir mit sehr wenigen Besuchern gerechnet und waren überrascht von den vielen Besuchern – sowohl in der Andacht als auch am Stand.

Folgende Erkenntnisse haben wir gewonnen:

a) Wenn eine Großveranstaltung kommt, sollte eine Kirchengemeinde auf jeden Fall reagieren. Selbst wenn es „nur“ der Segen vor der Abfahrt oder

offene Kirche in der Mittagspause ist: Kirche bleibt positiv in Erinnerung.

b) Bewährt hat sich bei uns die doppelte Struktur: Einen Ort der Ruhe (Andacht) anbieten, aber auch mitten ins Geschehen gehen.

c) Als Pfarrer vor Ort sein: Den größten Teil der Arbeit am Stand hat ein Team aus Ehrenamtlichen geleistet. Dennoch ist es sehr wichtig, als Pfarrer erkennbar vor Ort zu sein. Den ganzen Abend wurde ich an Hand des Namensschildes erkannt und angesprochen: „Sie sind doch der Pfarrer...“

d) Das wichtigste dabei haben: Bibeln – möglichst klein und handlich.

Weitere Informationen:

Pfr. Gerhard Beck

Bahnhofstr. 3

92431 Neunburg vorm Wald

gerhard.beck@elkb.de

<http://www.neunburg-evangelisch.de>

Gerhard Beck, Pfarrer in Neunburg vorm Wald

Zwischen 13 und 17

Von der Konfirmation zur Jugendarbeit

Pfarrerinnen und Pfarrer sind in der praktischen Gemeindegemeinschaft vor vielfältigen Aufgaben gestellt. Schwerpunktsetzungen sind eine besondere Herausforderung. Was soll weggelassen werden? Was soll hinzugenommen werden? Was sind unaufgebbare Kernaufgaben? Wie kann ggf. Arbeit mit Kolleginnen und Kollegen abgestimmt werden?

In dieser Situation treffen neben der Schule die Pfarrerinnen und Pfarrer auf Jugendliche als Zielgruppe in der Gemeinde. Diese Jugendlichen zwischen 13 und 17 Jahren befinden sich in einer Lebensphase des Umbruchs, der Selbstfindung, des Ausprobierens, des Lernens, der Widersprüche und der Rollenfindung. Sie sind auf dem Weg des Erwachsenwerdens mit allen Höhen und Tiefen, Möglichkeiten und Unmöglichkeiten, die ihr Leben zu bieten hat. Die Evangelische Kirche hat zwei Traditionen mit dieser Altersstufe zu arbeiten:

Die Konfirmandenarbeit will als besondere Form einen Zugang zur christlichen Taufe ermöglichen und die Jugendarbeit will als besondere Form mit dem Evangelium Gemeinde- und

Alltagsleben erproben. Für die Pfarrerrinnen und Pfarrer ist die Konfirmandenarbeit ein „Pflichtprogramm“. Jugendarbeit nach der Konfirmation wird eher als eine Möglichkeit der Gemeindefarbeit gesehen, insbesondere wenn die Kirchengemeinde keinen Jugendreferenten in ihrem Arbeitsteam hat. Dagegen steht die Rechtssetzung unserer Landeskirche in der Ordnung der Evangelischen Jugend (OEJ II. 1.2. (1): „Jugendarbeit in ihren verschiedenen Arbeitsformen ist eine unverzichtbare Aufgabe der Kirchengemeinde.“ Seit ca. 20 Jahren steht die Konfirmandenarbeit in einem kontinuierlichen Erneuerungsprozess, der zu einer Vielfalt von Formen, Arbeitsweisen und Gestaltungsmöglichkeiten geführt hat. Sie hat sich vom Konfirmandenunterricht zur Konfirmandenarbeit entwickelt. Es könnte formuliert werden, dass Möglichkeiten, Methoden und Arbeitsstile aus der Jugendarbeit in die Konfirmandenarbeit eingewandert sind. Gleichzeitig gab es viele eigene Impulse der religionspädagogischen Weiterentwicklung. Auf Seiten der Jugendarbeit hat dies zu einer Sorge um ihre Arbeitsressourcen geführt, insbesondere was die Dekanatsjugendreferent/-innen betrifft. Gleichzeitig haben sich unterschiedliche Angebote des Zusammenwirkens von Seiten der Jugendarbeit für Konfirmanden entwickelt. Es ist von einem Aufbruch in ein Miteinander der beiden Arbeitsfelder zu sprechen.

Eine Gruppe von Hauptberuflichen unterschiedlicher Berufsgruppen und Pfarrern aus der Jugendarbeit haben sich auf der Landeskonferenz der Evangelischen Jugend zusammengefunden, um gemeinsam am Thema Jugendarbeit und Konfirmandenarbeit zu arbeiten. Diese Gruppe legt nun zusammen mit dem Amt für evangelische Jugendarbeit in Bayern eine „Konzeptionelle Orientierungshilfe“ als Bestandsaufnahme und Impulspapier für das Zusammenwirken vor. Sie zeigt Optionen der Zusammenarbeit auf, die von den Ideen getragen sind, die Praxis weiterzuentwickeln, die Jugendlichen ernst zu nehmen, durch das Zusammenwirken der zwei Arbeitsfelder konstruktive „Win-Win-Situationen“ zu gestalten und das zentrale Jugendalter zwischen 13 und 17 Jahren als Ganzes in den Blick zu nehmen. Dabei werden weiterentwickelte Formen von Jugendarbeit vorgestellt.

Der Titel ist „Zwischen 13 und 17 – Jugendliche in evangelischer Jugend- und Konfirmandenarbeit – Konzeptionelle Orientierungshilfe“. Ihre Inhalte sollen nachfolgend kurz skizziert werden. Sie gliedert sich in folgende Kapitel: Situation und Herausforderung Konzeptioneller Auftrag Ausgangsbeschreibungen Grundlagen des Verknüpfens Gestalten von Angeboten zur Stärkung von Übergängen in die Jugendarbeit Mitwirkende und Mitarbeitende und ihre Beteiligung Unterstützende Maßnahmen Standards sichern Anforderungen an die Landeskirche Themenindex Der inhaltliche Duktus lässt sich mit vier Stichpunkten beschreiben: Ist-Stände, Vorgegebene Rahmen und Strukturen, Konzeptionelle Impulse, Arbeitsqualitäten.

Grundsätzlich wird davon ausgegangen, dass es für das Zusammenwirken von Jugend- und Konfirmandenarbeit keine einheitlichen Lösungen gibt. Auf der Grundlage der jeweiligen örtlichen Situation, der bisherigen Arbeitsweisen und Angebote, der Arbeitsressourcen, der vorhandenen Ideen und den handelnden Personen sind konzeptionelle Klärungen und Entscheidungen miteinander vor Ort zu treffen und schriftlich festzuhalten. In einem solchen konzeptionellen Dialog ist zu beachten und hat sich als gut bewährt, dass folgende Fragestellungen getrennt zu behandeln sind: strukturelle Ebene und Ebene der Ressourcen, pädagogische und religionspädagogische Ebene, theologische und inhaltliche Ebene, personelle Ebene. Geschieht dies nicht, führt das in der Regel zu Konflikten und Frustration, die ein Zusammenwirken erschwert.

Die „Konzeptionelle Orientierungshilfe“ setzt folgende Grundimpulse:

Konfirmandenarbeit und Jugendarbeit zwischen 13 und 17 als Ganzes zu denken

Im Normalfall wird in der Gemeinde die Konfirmandenarbeit als ein unverzichtbares Angebot gedacht. Wie es danach weitergeht, wird dabei nicht überlegt. Gibt es Jugendarbeit in der Gemeinde, schaut diese in der Regel,

ob und wie sie danach die Konfirmanden einladen kann. Die Übergänge gelingen oder auch nicht. Oder es gibt die Situation, dass keine Jugendarbeit nach der Konfirmation vorhanden ist oder angeboten wird. Religiöse Sozialisation im Jugendalter bedarf einer längerfristigen Angebotsstruktur, um bei Jugendlichen Wirkungen zu entfalten. Deshalb wird vorgeschlagen, in den Kirchengemeinden die Altersspanne zwischen 13 und 17 Jahren von Jugendlichen als Ganzes in den Blick zu nehmen und die Jugendarbeit nach der Konfirmandenarbeit gleich mitzudenken, zu konzipieren, zu planen und anzubieten. Bei der Entwicklung der Dienstordnungen für die Pfarrerrinnen und Pfarrer wäre so ein Gesamtentwurf zu berücksichtigen.

Übergänge zwischen Konfirmandenarbeit und Jugendarbeit bewusst gestalten

Ein Werbezettel oder ein Brief an die Konfirmanden entfaltet keine Werbewirkung mehr, in die Jugendarbeit zu kommen. Dafür braucht es unterstützende Maßnahmen zum Kennenlernen von Jugendarbeit und Akteuren, das Ausprobieren und das Sammeln von konstruktiven Erfahrungen. Dies geschieht durch das „Planungsmodell Jahreskreis“ schon in der Konfirmandenzeit. Es sind Impulse zu setzen, die nach der Konfirmation ihre Wirkung entfalten.

Konfiteamer differenziert wahrnehmen

Es wird angeregt, die Mitarbeitenden und Mitwirkenden in der Konfirmandenarbeit in ihrer Unterschiedlichkeit, Alter und ihren Aufgaben wahrzunehmen. Peer Education mit gerade konfirmanden Mitwirkenden, jugendliches Ehrenamt (ab 16 Jahren) und erwachsene Mitarbeitende brauchen unterschiedliche Begleitung und Qualifikation, Vorbereitung und Reflexion.

Neue Formen von Jugendarbeit

Es wird vorgeschlagen, Konfi-Teamer-Gruppen mit Jugendlichen als Jugendgruppen zu sehen, die ein besonderes Engagement in der Konfirmandenarbeit haben. Jugendliche wollen mit ihren Bedürfnissen nach Gemeinschaft, Aktivitäten und Spiritualität als solche wahrgenommen werden. Da braucht es Personen, die nicht nur die Konfirmandenaktivitäten vorbereiten, sondern ebenso oder zusätzlich die Funktion der Gruppenleitung übernehmen.

Darüber hinaus werden „Projektorientierte Jugendgruppen“ und „Basisaktionsgruppen“ als Formen von Jugendarbeit vorgestellt.

Standards sichern

Wenn in der Konfirmandenarbeit und der Jugendarbeit gut gearbeitet werden soll, braucht es Feedback-Methoden und Reflektionsmöglichkeiten über die praktische Arbeit. Damit dieses gelingen kann, wurden unter verschiedenen Stichpunkten Fragen entwickelt, die helfen, die Arbeit zu reflektieren, um sie dann zu korrigieren und weiterzuentwickeln, also stetig zu verbessern. Mit dieser konzeptionellen Orientierungshilfe wird Mut gemacht, offensiv und abgestimmt in beiden Arbeitsfeldern mit Jugendlichen zu arbeiten und kirchliches Leben zu gestalten.

Die „Konzeptionelle Orientierungshilfe – Zwischen 13 und 17 – Jugendliche in evangelischer Jugend- und Konfirmandenarbeit“ ist im Internet zum Downloaden unter <http://www.ejb.de/index.php?id=977> zu finden.

Information und Auskunft: ostermann@ejb.de Tel. 0911 4304-243

Reinhold Ostermann, Referent für Konzeptionsentwicklung im Amt für evang. Jugendarbeit

Bücher

Die Bibel Martin Luthers. Ein Buch und seine Geschichte Herausgegeben von Margot Käßmann und Martin Rösel. Stuttgart: Deutsche Bibelgesellschaft; Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt 2016. 239 S.

Eine Reihe von in sich geschlossenen Abhandlungen. Am jeweiligen Ende stehen Hinweise auf weiterführende Literatur. In diesem Sammelband wird ein großer Reichtum ausgebreitet. Jeder einzelne Beitrag ist wissenschaftlich durchdacht und gestaltet. Die bewegende Geschichte der Lutherbibel wird dargestellt. Sie offenbart

sich der Leserin und dem Leser in gut überschaubaren Einheiten, die teilweise ineinander übergehen. Wie aus der Thematik der einzelnen Beiträge ersichtlich ist.

Die vielen Abbildungen um vorliegenden Buch machen die Lektüre zu einem Genuß, sind sie doch sorgsam ausgewählt und verlebendigen den Text. An dieser Stelle gebührt den Herausgebern besonderer Dank. Reformationsgeschichte, Sprachgeschichte, Kulturgeschichte und Musikgeschichte zusammen mit der Arbeit am Text der Bibel gehen ineinander über.

Martin A. Bartholomäus, Pfarrer i. R., Neuendettelsau

H. E. Purrer: Die Botschaft der Gipfelkreuze, 116 S., 90 Fotos, 14,90 €, ISBN 978-3-00-054915-1, oder direkt bei ekkehard.purrer@elkb.de

In einer Zeit, in der Vandalen einige Gipfelkreuze einfach anonym zerstört haben und ebenso in einer Zeit, in der viele Flüchtlinge in unserem Land Zuflucht gefunden haben und Frieden suchen, ist es an der Zeit, das vor 5 Jahren erschienene, inzwischen vergriffene Buch „Die Botschaft der Gipfelkreuze“ mit einer aktualisierten Ausgabe neu ins Gespräch zu bringen. Schon auf der Titelseite des neuen Buches trifft die Aufschrift „Gib uns Frieden“ auf dem Hochkalter den wohl empfindlichsten Nerv unserer Zeit. „Gib uns Frieden“ ist hineingerufen in die Barbarei von Aleppo, die Kriege in Syrien, im Irak, der Ukraine, die jene unsägliche Flüchtlingswelle hauptsächlich ausgelöst haben. „Gib uns Frieden“ ertönt als politischer Hilferuf in einer Zeit, in der unser Land für mehr als vier Milliarden Euro Waffen liefert und manche fragen, ob einige davon auch bei der IS landen? „Gib uns Frieden“ ist aber auch hineingerufen in die ständig anwachsende Unzufriedenheit vieler Menschen, der Zukurzgekommenen und Globalisierungsgeschädigten.

Am 14. Oktober 1995 hatte der Chiemgauer evangelische Pfarrer Hans Ekkehard Purrer in einem ökumenischen Gottesdienst zusammen mit seinem katholischen Amtsbruder Paul Voggenauer das Gipfelkreuz auf der Hochplatte eingeweiht. Damit fing es für ihn an, ein besonderes Thema zu werden: „Die Botschaft der Gipfelkreuze“. Sie spiegeln in unserer alpenländischen Kultur

die kreative Vielfalt der Künstler, die Volksfrömmigkeit und die biblischen Deutungen des Kreuzes wider, die den Bergwanderer Purrer oben auf dem Gipfel stets ins Staunen und Nachdenken gebracht haben. Theologisch betrachtet sieht er im Gipfelkreuz Gott als Vater und Schöpfer, Christus, den Gekreuzigten und Auferweckten, als Befreier und Herrn der ganzen Welt und den Heiligen Geist, der nach dem Nizänischen Glaubensbekenntnis vom Vater und Sohn ausgeht, als Quelle der Inspiration für alle Christen. Damit ist die Gliederung für das neue Buch zu den zentralen christlichen Kernpunkten „Kreuz und Auferweckung“ gegeben.

In der zweiten Auflage wurden die alten Texte, Lieder, Meditationen und Gebete überarbeitet und es kommen besonders Kreuze aus dem Reichenhaller und Berchtesgadener Land dazu, aber auch aus dem Kleinwalsertal/Oberstdorf sowie die Zugspitze, die Ellmauer Halt (höchster Gipfel des Wilden Kaisers), der Wendelstein, der Widderstein (höchster im Kleinwalsertal), der Hohe Göll, der Hochkönig und mit über 3 900 Metern als Höchster der Ortler.

Im neuen Gipfelkreuzbuch Purrers sind viele Auslegungen aus den verschiedenen Büchern des Neuen Testaments dargestellt und zum Teil in volksnahen und gut verständlichen Gedichten, Gebeten und Liedern ausgelegt und es ist sehr schön zum Anschauen, – ein echtes Weihnachtsgeschenk zur Menschwerdung und zum Genießen „vom Aufgang der Sonne bis zu ihrem Niedergang.“

Dr. Jan-Bodo Sperling, Schleching

Karl-Heinz Göttert: Martin Luther. Das große Lesebuch, Fischer-Taschenbuch, Frankfurt a.M. 2016

Im Hinblick auf das Reformationsjubiläum wimmelt es nur so von neuen Luther-Büchern, manche eher mit Gimmick-Qualität. Eine Neuerscheinung ist nun wirklich anschaffens- und lesenswert: Martin Luther – Das große Lesebuch, eine Anthologie von deutschsprachigen Texten Luthers, die von Karl-Heinz Göttert neu herausgegeben und in modernes Deutsch gebracht worden sind. Die Auswahl ist klassisch; die jeweiligen Luther-Texte sind meist vollständig wiedergegeben.

Götterts Übersetzung in modernes Deutsch überzeugt. So wird nicht nur Luthers Sermon Von den guten Werken in neuer Weise verständlich. Wo nämlich Theologen wie Aland Luthers deutschsprachige Texte neu herausgegeben haben, sind deren orthographische, sprachliche und grammatikalische Korrekturen für das gegenwärtige Sprachverständnis (zumindest eines Nicht-Theologen) oft nicht ausreichend. Göttert hingegen ist als Germanist selbst ausgewiesener Experte für ältere deutsche Literatur sowie für deutsche Sprachgeschichte.

Als Beispiel für Götterts Übersetzung ein längeres Zitat aus dem oben genannten Sermon zur Auslegung des ersten Gebots:

„Sechstens: Das können wir an einem groben fleischlichen Beispiel ablesen: Wenn ein Mann oder eine Frau vom andern Liebe und Wohlgefallen erwartet und fest daran glaubt – wer lehrt ihn dann, wie er sich verhalten, was er tun, lassen, sagen, schweigen, denken soll? Die Zuversicht allein lehrt ihn das alles, und zwar mehr als nötig. Da kennt er keinen Unterschied in den Werken, tut das Große, Lange, Viele so gern wie das Kleine, Kurze, Wenige und umgekehrt und all das mit fröhlichem, friedlichem, sicherem Herzen – als freier Mensch. Wo aber ein Zweifel besteht, da sucht er danach, was am besten ist, da fängt er an, sich Unterschiede der Werke auszumalen, womit er Huld finde, und geht dennoch mit schwerem Herzen und großer Unlust hinzu und ist gleich am Ende seiner Kräfte, mehr als halb verzweifelt, und wird oft zum Narren darüber. Ein Christenmensch, der in wirklicher Zuversicht zu Gott lebt, kennt dagegen alle Dinge, vermag alle Dinge, nimmt alle Dinge auf sich, die zu tun sind, und tut alles fröhlich und frei, nicht um Verdienste und Werke anzusammeln, sondern weil es ihm eine Lust ist, Gott auf diese Weise zu gefallen. Er dient Gott ganz umsonst und ist zufrieden, wenn es diesem gefällt. Wer dagegen mit Gott nicht eins ist oder daran zweifelt, der fängt an, sucht und sorgt sich, wie er es richtig macht und Gott mit vielen Werken beeindrucken kann.“

Man darf gespannt sein, was das für Februar angekündigte Buch von Karl-Heinz Göttert, Luthers Bibel. Ge-

schichte einer feindlichen Übernahme, zu bieten hat.

Jochen Teuffel, Pfarrer in Vöhringen

Dr. Frithjof Gräbmann: Eine offene Tür! Texte in bayerischer Mundart zur hebräischen Bibel, zur Jesusgeschichte und zum Leben überhaupt. Berlin, Münster: Lit-Verlag 2016. 216 S., ISBN: 978-3-643-13255-0

Nach dem Vorwort zählt Frithjof Gräbmann zu den Pionieren der kirchlichen Mundartarbeit im süddeutschen Sprachraum. Sein Ansatz: Im Dialekt ist nicht nur eine, sondern vielleicht die angemessene Sprache zur Weitergabe des Evangeliums zu sehen, mit der wir dem kirchlichen Ghetto, den frommen Worten, den weltfernen Umgangsformen entkommen können. Mit dem vorliegenden Buch veröffentlicht Fr. Gräbmann gleichsam sein Lebenswerk, sein Opus magnum dialektischer Sprachkultur. Es geht darum, die Wirklichkeit ins Auge zu fassen mit dem Nebenergebnis, die Bibel anders und besser zu verstehen.

Die Vertrautheit des Verfassers mit vielen Sprachen, zu denen die Ursprungssprachen der Bibel Hebräisch und Griechisch gehören, ist für den Leser ein Geschenk. So lässt sich vieles auch für den sprachunkundigen Leser nachvollziehen. Das Ganze wird illustriert an den verschiedenartigsten Texteinheiten des Alten und Neuen Testaments. Eine Holzstellerpredigt über eigene Schnitzereien bildet das Ende. Insgesamt liegt ein Werkbuch vor, das den Leser mit hineinnimmt in die Wanderung zwischen den verschiedenen Sprachen. Die Lust an eigener weitergehender Beschäftigung mit diesen und anderen Texten wird geweckt, wofür dem Verfasser sehr zu danken ist.

Martin A. Bartholomäus

Das KORRESPONDENZBLATT ist das Blatt seiner Leserinnen und Leser und gibt in allen Artikeln die persönliche Meinung der AutorInnen wieder, nicht die Meinung der Redaktion oder des Vereins. Jeder Artikel steht zur Diskussion der Leserschaft.

Manfred Seitz: „Einfach vom Glauben reden ...“, hg. von der Gesellschaft für Innere und Äußere Mission im Sinne der lutherischen Kirche e.V., 3. Auflage. Neuendettelsau (Freimund Verlag) 2016. 147 S., € 14,80, ISBN 978-3-946083-07-8.

„Einfach vom Glauben reden“, das wagte Manfred Seitz – unter Inkaufnahme des doppelten Risikos: selbst belächelt zu werden oder ins Schwarze zu treffen (weil man verstanden wurde!). Er wagte es um der Nähe, der Treue gegenüber der in der Heiligen Schrift uns verpflichtend und befreiend begegnenden Wahrheit des menschen suchenden Gottes willen. Er stand ein für das „mit unbestechlicher Strenge in seiner Unversehrtheit zu behütende christliche Dogma“. Das hieran gebundene Zeugnis der Kirche war ihm zu oft in weite Ferne gerückt, der „ermäßigenden Anpassung“ verfallen. Angesichts dessen ‚seine Kirche lieben‘? Darauf kam es für Seitz nicht mehr an. Hier war er einen Schritt weiter. Hier rang er für seine Kirche um die von Gott erwartete Kraft zu Einsicht und Umkehr.

„Einfach vom Glauben reden. Gott und den Menschen zugewandt“. Das letzte Buch mit diesem Titel geht in nahezu gewinnender Weise auf den Leser zu und sucht ihn am Ort seiner Fragen und Probleme auf.

In dritter Auflage liegt es inzwischen vor, in KORRESPONDENZBLATT Okt. 2014 vorgestellt. So genügt hier ein Hinweis auf diese Sammlung von 13 Kurztexten – von bekannt Seitz'scher Dichte, Präzision und Verständlichkeit. Vier umfangreichere Studien kommen hinzu. Die hohe Kunst des Weglassens führt an den nervus rerum, die Sache des Glaubens. Die Sprache ist schmucklos, schnörkellos. Seitz ist bekannt als geduldiger Zuhörer, als Schweiger. Erschütterungen der christlichen Gemeinden erspürt er mit wachem Geist. Die Texte sprechen: Es ging ihm darum, „[...] das christliche Dogma mit unbestechlicher Strenge in seiner Unversehrtheit behüten und nicht durch Anpassung ermäßigen.“ (S. 74/75)

In die Themenkreise Gebet–Seelsorge–Gemeinde–Lebensgestaltung – Alter wird die Leserschaft sensibel wie unaufdringlich eingewiesen und ermutigt, Schritte geistlichen Lebens zu gehen. Vertiefende Lektüre von umfangreicheren Seitz-Texten ist möglich: zu jedem Beitrag erfolgen

gezielte Hinweise „Zum Weiterlesen bei Manfred Seitz“.

Dr. Dietrich Blaufuß, Erlangen

Eduard Haller: Der Morgenstern. Nürnberg: Mabuse-Verlag 2014. 66 Seiten; ISBN 978-3-939171-38-6

Eine große Themenvielfalt begegnet uns unter der Überschrift: Der Morgenstern-Welt im großen Advent (Offenbarung 22, 16), mit dem Jochen-Klepper-Vers am Ende: „Die Nacht ist vorgedrungen ...“. Weitere biblische Themen sind: Der Heilandsruf; Befreiende Umkehr: Das Himmelreich ist nahe; Herrenmahl-Abendmahl-Eucharistie; Österliche Umkehr; Die Geburt des Osterglaubens; Das Wunder des Glaubens; Der Jüngste Tag-Der Tag des Herrn; und andere Besinnungen. Die einzelnen Meditationen sind in der Stille entstanden; sie kommen nicht aus dem eigenen Herzen, sondern aus dem intensiven Hören auf die Heilige Schrift. Viele enden mit einem Gebet, die letzte Meditation mit dem Gebet von H. v. Bezzel, das alle Suchenden mit einschließt: Gib, Herr, allen denen, die dich suchen, dass sie dich finden, und denen, die dich finden, dass sie dich wieder von neuem suchen ...

Eduard Haller, geboren 1922 in München, studierte Theologie in Neuen-dettelsau, Heidelberg und Erlangen. 14 Jahre war er Dozent für Altes Testament und Hebräisch am Missions- und Diasporaseminar in Neuendettelsau, danach 17 Jahre lang Gemeindepfarrer in Toggenburg in der Schweiz. Heute lebt er in St. Gallen im Ruhestand.

Martin A. Bartholomäus

Elisabeth Eberle: Jochen Klepper. Licht in dunkler Nacht. Eine Romanbiographie. Asslar: adeo Verlag 2012. 223 S., mit schwarzweißen Abbildungen

Der vorliegende Band ist auf Grund einer Vielzahl von Handschriften, Dokumenten, Notizen, Tagebüchern und Briefen entstanden. Die ungelösten Fragen des zusammen mit seiner Frau und einer Tochter aus dem Leben geschiedenen Schriftstellers und Dichters bleiben bestehen. Manche Szenen des Buches sind fiktiver Natur, daher die ungewohnte Zusammenstellung

zweier getrennter Gattungsbegriffe: Roman und Biographie. Das Leben und der Glaube Jochen Kleppers war durchsetzt mit unerhörten Spannungen und Bedrängnissen. Seine eigene Dichtung stand unter einem hohen Anspruch:

Alle Grenzen meiner Tage
biede, Gott, in deinen Kreis,
daß ich nur noch Worte sage,
die ich von dir kommen weiß.

(Vorspruch zum Gedichtband: Ziel der Zeit)

So entsteht ein aus den vorhandenen Quellen erarbeitetes Spiegelbild seines von tiefen Abgründen durchsetzten Lebens. Wahrscheinlich kann nur eine Frau sich in dieser Weise in das Denken, Leben und Glauben der Familie Klepper hineinversetzen, so wie es Franz Werfel sagte: „Nicht wir finden den Stoff, sondern der Stoff findet uns“. Elisabeth Eberle, geboren 1966, lebt mit ihrem Mann und ihren beiden Söhnen als freie Autorin und Künstlerin in der Nähe von Stuttgart.

Martin A. Bartholomäus

Nikolaus Schneider und Martin Urban: Was kann man heute noch glauben? Ein Disput. Mit Cartoons von Oswald Huber. Gütersloh: Gütersloher Verlags-haus 2013. 144 S.

Ein Disput ist ein Wortwechsel über strittige Streitfragen, eine im Mittelalter bis in die Neuzeit übliche Methode zur Klärung wissenschaftlicher Streitfragen. Die beiden Disputanten sind Martin Urban, Diplom-Physiker, Leiter der Wissenschaftsseite der Süddeutschen Zeitung von 1968–2002 und Nikolaus Schneider, von 2003–13 Präses der Evangelischen Kirche im Rheinland, von 2010–14 Ratsvorsitzender der Evangelischen Kirche in Deutschland. Nach Urban geht es um die Inhalte des christlichen Glaubens, um seine Konfrontation mit der Wissenschaft mit ihren Naturgesetzen, um die gemeinsame Suche nach der Wahrheit unter Ausschluss übernatürlicher Sachverhalte. Offenbarung spielt sich im Kopf des Menschen ab, alles andere sind Spekulationen. Nach Schneider ist das Ziel kirchlichen Lebens und christlicher Predigt die vertrauensvolle Lebensbindung von Menschen an Gottes Wort

und Gottes Geleit. Glaube und Wissen sind nicht gegeneinander, haben eine je eigene Qualität. Glauben und Erkennen bleiben immer fragmentarisch. Im Zeugnis von Gottes Gegenwart ist Kirche immer missionarisch. Die Offenbarung Gottes kommt von außen, von oben auf den Menschen zu und sprengt sein geschlossenes, liberales Weltbild. Nach Urban ist die Erkenntnis des göttlichen Wortes und Willens nicht möglich, nur menschliche Deutungen sind möglich. Die Erkenntnisse der historisch-kritischen Forschung werden kritiklos hingenommen, ihre breite Aufnahme durch die Gemeinden gewünscht. Dem gegenüber steht das Transzendierende der christlichen Offenbarung Gottes. In einer spannenden Auseinandersetzung werden die Abnahme der evangelischen Gottesdienstbesucher und der Fundamentalismus diskutiert. Nach Urban sind alle Aussagen immer wieder dem Zweifel zu unterwerfen. Urbans Schlussfolgerung: Nur ein aufgeklärter jesuanischer Glaube, der sich selbst immer wieder in Frage stellt, kann in einer Welt voller Aberglaubens dem Menschen zu dem von Immanuel Kant erhofften „Ausgang aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit“ verhelfen. Dazu beizutragen ist die bleibende Aufgabe der Kirchen, wenn sie eine Zukunft haben wollen. Schneiders Schlussfolgerung: Das von Jesus gelebte und gepredigte Gottvertrauen vermag Menschen bis heute aus vielerlei Gefangenschaften des Denkens zu befreien: aus der Gefangenschaft in Vorurteilen, Selbstzweifeln und Denkfaulheit wie aus der Gefangenschaft in Überheblichkeit, Skeptizismus und Wissenschaftsgläubigkeit. Nur ein vertrauensvoller jesuanischer Glaube hilft Menschen zuversichtlich zu leben und getrost zu sterben. Dazu beizutragen ist für Schneider die bleibende Aufgabe der Kirchen. Die Zukunft der Kirche wie die Zukunft der Welt liegt für ihn in Gottes Hand.

Martin A. Bartholomäus

25 Jahre Spendenaktion Evangelische Partnerhilfe

Presseinformation zum Jubiläum

Liebe Schwestern und Brüder, liebe Freundinnen und Freunde der Evangelischen Partnerhilfe,

wir möchten uns hiermit auf diesem Wege im Namen aller Empfänger sehr herzlich bei Ihnen für Ihre Spende bedanken.

Wir blicken auch im Jahr 2016 mit großer Dankbarkeit auf die Möglichkeit, mit Ihren Spenden Pfarrerinnen und Pfarrern sowie weiteren kirchlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern in vielen Empfängerkirchen in Mittel- und Osteuropa helfen zu können. Im Jahr 2015 konnte die Partnerhilfe Spendeneinnahmen in Höhe von 1,66 Mio. € verzeichnen und 2015 an die Empfänger weiterleiten. Über die Treue aller Spenderinnen und Spender zur Aktion Evangelische Partnerhilfe sind wir sehr froh. Ihre Spenden ermöglichen unter anderem die Hilfe auch in manchen Notsituationen, über die uns immer wieder berichtet wird. Einige wenige Beispiele zeigen dies. Die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse in vielen Ländern Mittel- und Osteuropas haben sich nur langsam oder gar nicht verbessert. Im östlichen Europa gibt es derzeit Regionen, in denen die gesundheitliche oder soziale Versorgung kaum mehr funktionieren. Davon sind auch die Mitarbeitenden in den 45 Empfängerkirchen betroffen. Besonders schwer haben es Familien mit vielen Kindern, Pfarrwitwen und Ruheständige ohne ausreichende Altersversorgung.

Leider ist das Spendenaufkommen in diesem Jahr wiederum leicht gesunken. Wir sind derzeit mit Unterstützung der beteiligten Kirchen und kirchlichen Institutionen bemüht, neue Spenderinnen und Spender zu gewinnen; einige erfreuliche Ergebnisse liegen vor.

So verbinden wir unseren Dank mit der freundlichen Bitte, die Evangelische Partnerhilfe weiter zu unterstützen

und gerade auch jüngere Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, Pfarrerinnen und Pfarrer mit dieser Spendenaktion – direkt von Mensch zu Mensch – bekannt zu machen und zur Beteiligung einzuladen. Auch einmalige Spenden sind sehr willkommen. Weitere Auskünfte werden auf Wunsch gern gegeben.

Mit herzlichen Grüßen von der Evangelischen Partnerhilfe und guten Wünschen für 2017!

Dagmar Christmann Ulrich Barniske
Geschäftsführerin Vorsitzender

Aus Danksagungen der Empfänger:

Liebe Geschwister der Partnerhilfe, sehr geehrte Damen und Herren,

Ihre großzügige Hilfe bedeutet für unsere Familie auch in diesem Jahr sehr viel, zumal wir im Frühjahr unser 2. Kind erwarten. Mit dem von Ihnen erhaltenen Betrag können wir vor allem Medikamente und die notwendigen Schwangerschaftsuntersuchungen bezahlen. (Pfarrfamilie aus Rumänien)

Liebe Leserin, lieber Leser!

Dieser Tage bekam meine Frau Post von der Stadt Ingolstadt. Das Adressfenster zeigte nach dem Namen die Zeile „Evang.-Luth. Kirche in Bayern e. V.“ Wie gerade wir zu der Ehre kommen, die evangelisch-lutherische Kirche in Bayern zu repräsentieren, wissen wir nicht wirklich, aber vielleicht sind da Informationen zur ehrenamtlichen Tätigkeit meiner Frau in der Nachbargemeinde eingeflossen. Das muss uns hier nicht weiter interessieren, aber die Formulierung! Schreibweise korrekt, sagen Sie mit Recht, außer ... das e. V. Tja, das sind wir nicht. Wir (schließen ich jetzt mal Sie alle ein), wir, die Kirche, sind kein eingetragener Verein. Wir sind KdöR, eine Körperschaft des öffentlichen Rechts. Und darum dürfen wir Steuern erheben, was wir ja auch tun und was uns sehr zuverlässige Einkünfte in akzeptabler Höhe ermöglicht. Was mich, und sicherlich auch Sie, dabei ins Nachdenken bringt, sind die vielen Mitbürgerinnen und Mitbürger, die aus diesem System aussteigen. Da wird ja Steuern sparen ganz einfach. Man muss keinen Steuerberater be-

zahlen, es langt ein Gang zum Standesamt, eine einmalige Gebühr, wohl im zweistelligen Bereich, und der Fall ist erledigt.

Davon wird weiterhin und eher steigend Gebrauch gemacht, und die es tun, haben kein besonders schlechtes Gewissen dabei. Mich interessieren in diesem Zusammenhang nun die, die es aus finanziellen Gründen tun, austreten. Es gibt sie. Da wird ein Haus gebaut. Da wird jemand arbeitslos. Da wird das Geld mal knapper als erwartet, eine Schmerzgrenze überschritten. Der Mitmensch, um den es geht, ist kein Kirchenfeind geworden. Gott ist ihm und ihr nicht einfach egal geworden. Es geht um Steuern sparen. Das darf man. Deshalb werden seitenslang alle möglichen Umstände in der Steuererklärung abgefragt. Allerdings kann man aus dem Staat halt nicht austreten, nur aus der Kirche.

Ob wir oder „die Kirche“ den Dialog mit den Ausgetretenen verstärken könnten? Ob wir ernst nehmen, dass Menschen in Engpässe geraten, dass

das Geld mal knapp werden kann? Gäbe es Möglichkeiten, Signale des Verstehens auszustrahlen – von Seiten der Kirchensteuerämter? Gäbe es vielleicht auch die Möglichkeit, zeitweise die Kirchenmitgliedschaft ruhen zu lassen? Verbunden mit dem Ruhen der Wahlberechtigung und Wählbarkeit zum Kirchenvorstand, ggf. mit dem Ruhen eines Patenamtes und/oder der Möglichkeit, Pate zu werden? Aber nicht verbunden mit dem Ausschluss vom Heiligen Abendmahl, nicht verbunden mit dem Entzug des Rechts auf kirchliche Bestattung.

Ich würde mich über mehr Phantasie der Kirche freuen, was den Umgang mit den Ausgetretenen angeht. Zur Zeit empfinde ich einen Fatalismus, etwa im Stil: „Mit mindestens zwei Gottesdienstbesuchern findet der Gottesdienst statt, darunter machen wir zu.“ Ist das der richtige Umgang mit der Gottesgabe Phantasie?

Fragt Ihr

C. W.

KMU V und die Dekansfunktion

Zu: *In den Raum gestellt (II)*

in Nr. 6/17

Mit Freude und Interesse lese ich Prof. Raschzoks Einsichten zum Verhältnis von Ortsgemeinde und Gesamtkirche. Er hält die Anbindung der Dekane an die Gemeindegliederung für wichtig. Das sehe ich auch so, nicht ohne Grund hat eine Dekansstelle in der Regel einen Gemeinde-Anteil.

Allerdings möchte ich fragen, ob es so sinnvoll ist, diesen Stellenanteil immer der selben Zentrumsgemeinde zu widmen. Bei den Vakanz, mit denen ich zu tun hatte, habe ich gemerkt, welche gestalterische Chance in der Vakanzvertretung liegt. Für die Kirchengemeinde ordnen sich in der Vakanz Schwerpunkte und Beziehungen neu, nicht selten sind auch Verletzungen aufzuarbeiten oder Verwaltungs- und Personalsachen neu zu ordnen. Gerade auch unangenehme Entscheidungen sollte der Vakanzpfarrer nicht dem aufziehenden Pfarrer als Begrüßungsgeschenk liegen lassen.

Ich dachte mir: Für eine(n) Dekan(in) wäre doch die Pfarramtsführung in den vakanten Gemeinden seines Dekanates die ideale Gelegenheit, in der Fläche gestalterisch zu wirken, Einblicke zu gewinnen und auch zu prägen. Wie wäre es, wenn der Stellenanteil für Gemeindedienst bei einer Dekansstelle nicht der jeweiligen Stadtkirche zugeordnet wäre, sondern als Springerstelle für Vakanz verstanden würde? So hätte der Dekan/ die Dekanin Zeit für seine Gemeinden in Übergängen. Im Laufe seiner/ ihrer Amtszeit käme er/ sie weit im Dekanat herum, hätte klarstes Feedback von der Basis und könnte viel prägen und gestalten. Das wäre quasi Visitation 2.0.

Ein weiterer Gedanke schließt sich daran an, ein alter Pfarr-Senior vom Lande hatte dies einmal vorgeschlagen: Durch Zusammenlegung kleiner Gemeinden stehen besonders auf dem Land Pfarrhäuser leer. Warum werden sie nicht als Dienstwohnungen für kirchliche Mitarbeiter auf Funktions- und Leitungsstellen verwendet? In den Dörfern oder Stadtteilen bliebe eine kirchliche Präsenz erhalten, „im Pfarrhaus geht das Licht nicht aus.“ Dabei wäre an Dekane zu denken, deren eigentlicher Dekanssitz PCB-verseucht ist, oder zu eng für eine Familie, auch an Regionalbischöfe, die ohnehin in der Fläche unterwegs sind – warum sollen sie nicht auch in der Fläche wohnen? – Es wäre auch an Inhaber von Funktionsstellen oder Schulpfarr-Stellen zu denken, die auf diese Weise, wenn auch von Amts- und Präsenzpfllichten freigestellt, doch als Pfarrer sicht- und ansprechbar wären.

Das mag nicht für jede Situation passen, aber ich halte es für sehr bedenkenswert.

Otto Guggemos,

Pfarrer in 95500 Heinersreuth

Ankündigungen

Evangelisches Bildungszentrum Hesselberg

■ Basis-Studienreise ISRAEL

05.11. – 12.11.17

Ausführlicher Flyer erhältlich.

Einführungsveranstaltung auf dem Hesselberg vom 22.09. – 23.09.

Reiseleitung: Pfr. Christoph Seyler, Christa Müller

■ Erzählwerkstatt

13.10. – 15.10.17

Leitung: D. Cramer, Realschulrektor

■ Frauenverwöhntage „Das Leben ist ein Abenteuer“

27.10. – 31.10.17

Leitung: Pfrin. Beatrix Kempe

■ Gewaltfreie Kommunikation nach Marshall B. Rosenberg: Einführung

27.– 29.10.17

Leitung: Stephan Seibert, zert. Trainer für Gewaltfreie Kommunikation

Diakonie.Kolleg

■ Mein Raum, dein Raum, Zwischenraum.

Klingende Visitenkarte – mit der Stimme wirkungsvoll auftreten

12.10.17, Nürnberg

Referentin: Andrea Wurzer

■ Willkommenstage für neue Mitarbeitende

18.10.17, München oder 24.10.17,

Nürnberg

Referentin: Christine Ursel

Anmeldung: Diakonie.Kolleg Bayern, Tel.: 0911 9354-412, info@diakoniekolleg.de

EBZ

Bad Alexandersbad

■ Senioren-Musikfreizeit

in Kooperation mit „Singen in der Kirche – Verband evangelischer Chöre in Bayern e.V.“

03.–08.09.17

Musikalische Vorkenntnisse nicht erforderlich, altersbedingte Einschränkungen

Postvertriebsstück
Dt. Post AG
Entgelt bezahlt

kungen werden berücksichtigt. Im Vordergrund steht das Wohlfühlen, Ausprobieren, Lernen und Lachen.
Leitung: Kerstin Schatz, Musikgeragogin, Amberg
Kosten: 310 EUR im Einzelzimmer mit Du/WC und 270 EUR in Doppelzimmer mit Du/WC

Anmeldung: EBZ Bad Alexandersbad,
Tel.: 09232 9939-0, E-Mail: info@ebz-alexandersbad.de

Geistliches Zentrum Schwanberg

■ *Liebende Begegnung - Meditation und Christozentrisches Yoga*

28.-30.07.17

Leitung: Gabriele Haage

Kursgebühr: 130 Euro

Unterkunft und Verpflegung: 135 Euro

■ *Urlaubstage mit Musik im Schloss*

12.-18.08.17

Leitung: Sr. D. B. Krauß CCR u. Team

Kursgebühr: 90 Euro, ggf. zzgl. Eintritte

Unterkunft und Verpflegung: 411 Euro

Anmeldung unter:

Geistliches Zentrum Schwanberg, Rezeption

97348 Rödelsee

Tel.: 09323 32-128

rezeption@schwanberg.de

Letzte Meldung

„Im Rahmen des abwechslungsreichen Gemeindefestes fand ein Taufgottesdienst statt. Auch dieser war keineswegs eine trockene Angelegenheit.“

Kommentar: Liegt irgendwie in der Natur der Sache ...

Bitte

Um einen guten Service zu gewährleisten, bitten wir alle Abonnent/innen und Mitglieder, **Adressänderungen sowie ggf. Änderungen ihres Dienstverhältnisses** rasch weiter zu geben an die Geschäftsstelle, Adressangaben siehe unten.

Der Hauptvorstand

Impressum

Schriftleitung: Dr. Christian Weitnauer, Neidertshofener Str. 14, 85049 Ingolstadt,

Tel. 0162 8462658, Mail: christianweitnauer@gmx.de

in Gemeinschaft mit Karin Deter (Nürnberg), Martin Müller (Hof), Marita Schiewe (Fürth), Monika Siebert-Vogt (Schwanstetten), Silvia Wagner (Nürnberg)

Erscheint 11mal im Jahr (außer September) jeweils zum Monatsanfang. Den Text finden Sie auch auf der Internetseite www.pfarrverein-bayern.de

Redaktionsschluss ist der 15. des Vormonats.

Anzeigen und Druck:

Schneider Druck GmbH, Erlbacher Straße 102-104, 91541 Rothenburg o.d.T., Tel.: 09861 400-135, Fax: 09861 400-139.

Bezug: Der Bezugspreis beträgt vierteljährlich 4,60 Euro einschließlich Postzustellgebühr. Bestellung über den

Herausgeber:

Pfarrer- und Pfarrerinnenverein in der Evang.-Luth. Kirche in Bayern e. V., Corinna Hektor, Geschäftsstelle: Friedrich-List-Str. 5, 86153 Augsburg

Telefon: 0821 56974810, Fax: -11

E-Mail: info@pfarrverein.de

www.pfarrverein-bayern.de